H. G. hum.
H

4

<36606862650010

<36606862650010

Bayer. Staatsbibliothek

NB. Von Hemsterhuis. A. d. Franz.
Uebersetzt von F. H. Jacobi.

H. g. hum. 4.

~~Philos. Ethica popul. 2210.~~

R.

Alexis

oder

Von dem goldenen Weltalter.

— — Φίλοι μακάρεσσι Θεοῖσι
Θνησκον δ'ὡς ὑπνῳ δεδμημένοι· εσθλὰ δε
πάντα.
Τοῖσιν ἔην· καρπον δ'ἔφερε ζειδωρος ἄρουρα
Αυτομάτη πολλον τε καὶ ἀφθονον.

Riga,
bey Johann Friedrich Hartknoch,
1 7 8 7.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem
Manne von ächtem Tiefsinne,
dichterischer Salbung,
und
gründlicher Kunde
alter und neuer Weisheit;
dem
bidern Deutschen,
unter Barbaren in Algier,
unter Britten in London:

seinem innigst geliebten
Schönborn,
widmet
diese Uebersetzung des Alexis,

Friedrich Heinrich Jacobi.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Diokles der Diotime Heil und alles Gute!

Weise und heilige Diotime, ich war dieser Tagen in dem Tempel des *Saturns*; und unter den reichen Kunstwerken, die hier in großer Menge prangen, zog keines meine Aufmerksamkeit so sehr auf sich, als das berühmte Gemählde, das den Genuß und die Glückseeligkeiten des Jahrhunderts dieser großen Gottheit vorstellt. Als ich nach Athen zurückkam, wollte ich meinen Freunden einigen Begriff von dem Eindrucke geben, den dies Gemählde in meiner Seele zurückgelassen hatte, und suchte

in folgendem Gespräche den Pinsel des Zeuxis nachzuahmen. Da ich aber in unserm eisernen Jahrhunderte nichts finde, an dem ich mein Werk durch Vergleichung prüfen könnte: so eigne ich es Dir zu, mit der Bitte seinen Werth zu bestimmen; denn der wahre Abdruck des goldenen Weltalters, wenn es einen noch disseits der Elisäischen Felder giebt, würde doch nur in Diotimens heiliger und reiner Seele zu finden seyn.

Alexis
oder
Von dem goldenen Weltalter.

Diokles. Alexis.

Diokles.

Wie geht es Dir, mein lieber Alexis? Ich habe Dich lange nicht gesehen. Wo willst Du hin?

Alexis.

Ich habe einen Spatziergang nach Cynosarges vor, und gehe dann vielleicht zu Demophoon, der heute ein großes Mahl giebt, wozu er mich eingeladen hat. Willst Du mitkommen? Zuverläßig sind alle Eingeladenen Deine Bekannten;

und Demophoon beklagt sich bitterlich darüber, daß Du Dich gar nicht bey ihm sehen läßt.

Diokles.

Ich kann nicht mitgehen. Aristäus ist krank, und ich habe versprochen, ihn heute zu besuchen. — Laß uns hier niedersitzen; es ist warm. — Ich weiß keinen Ort vor der Stadt, wo man eine angenehmere Kühlung hat. Hernach begleitest Du mich bis zum Hause des Aristäus. Es ist auf Deinem Wege.

Alexis.

Sehr gerne, mein lieber Diokles. — Aber da geht jemand; ist es nicht Strato von Lindus?

Diokles.

Ja, er ist es.

Alexis.

Er sieht uns nicht. — Desto besser;

denn ich mag immer lieber mit Dir allein seyn.

Diokles.

Bey ihm fällt mir ein, daß ich Dich etwas zu fragen habe. Er hat mir nemlich gesagt, Simmias von Rhodus, der Lyriker, sey hier. Da Simmias Deines Vaters alter Freund war, so wird er vermuthlich bey Dir eingekehret seyn. Ist er hier?

Alexis.

Nein, man erwartet ihn. — Aber ich werde nicht viel um ihn seyn.

Diokles.

Warum nicht?

Alexis.

Aufrichtig gesagt, ich mag die Poeten nicht.

Diokles.

Mein lieber Alexis, dafür sey Apollo! Was magst du denn?

Alexis.

Ja, wundre Dich so viel Du willst. Du hast mir den Geschmack an der Philosophie des Sokrates beygebracht, und seitdem weiß ich nicht, was ich mit den Poeten sollte. Ich bin ihr gehorsamer Diener.

Diokles.

Glaubst Du, daß Sokrates kein Poet war, und daß Orpheus, Hesiod und Homer keine Philosophen waren?

Alexis.

Gerade als Poeten, mag ich nichts mit ihnen zu thun haben. Sie vergnügen einige Augenblicke, aber man gewinnt bey ihnen nichts als Träume und Fabeln. Die schöne Wahrheit ist ihrer Natur nach ganz nackend, und aller Zierrath, der sie bedeckt, ist ein Flecken, der ihr etwas von ihrem Glanze benimmt.

Diokles.

Mein lieber Alexis, Du vergleichst sie mit der himmlischen Venus, und darum urtheilest Du so. Vergleichest Du sie mit einer heilsamen, aber verhältnißmäßig bittern Arzeney; so würdest Du nichts dawider haben, daß man, um sie hinunter zu bringen, Honig und Vergoldung zu Hülfe nehmen müsse. Deine Vergleichung mag unter Göttern wahr und richtig seyn; aber meine reimt sich besser mit der Natur sterblicher Menschen.

Alexis.

Das könnte seyn: aber ich beschwere mich nicht über die Poeten, wenn sie mir in ihrer Sprache Wahrheiten mittheilen; ich bin nur unwillig, wenn sie ihre Einbildungen und Träume für Wahrheit ausgeben.

Diokles.

Wenn ihre Einbildungen und Träume

wahrscheinlich sind, so können sie wenigstens Wahrheiten vorstellen.

Alexis.

Das gebe ich zu; aber nicht, falls sie übertrieben und abgeschmackt sind. Ich lasse dem Hesiod und Homer ihre ganze Theogonie hingehen, und was sie von Göttern erzählen, die sie sich erschaffen und die ich nicht kenne. Aber dergleichen Ausschweifungen über Wesen, die ich kenne, ärgern mich. Denke nur einmal an des Hesiods Gemählde von dem goldnen Weltalter, wenn er da sagt: „Daß unter der Regierung des Saturns die Menschen lebten, wie Götter, in einem tiefen „Frieden; in einer vollkommenen Ruhe, „ohne Arbeit und Mühe; daß ihr Alter „gemächlich war; daß sie, immer gleich „gestimmt, immer in gleichem Maaße „auf ihren Festen ihrer gegenseitigen Liebe genossen; daß die Erde mit wenig

„Aufwand alle Früchte, die sie nur ver-
„langen konnten, überflüßig brachte; und
„daß diese Lieblinge der unsterblichen
„Götter, starben, als würden sie von
„einem tiefen Schlaf übermannt.“
Glaubst Du, mein lieber Diokles, daß
die Menschen, mit denen wir leben, die
sich einander hassen, verrathen, und sich
um des niedrigsten Eigennutzes willen um-
bringen, einer solchen Glückseeligkeit, als
Hesiod erzählt, fähig sind?

Diokles.

Nicht die Menschen, mit denen wir le-
ben; sondern die Menschen, die damals
lebten.

Alexis.

Glaubst Du, daß die Menschen jener
Zeit ein Geschlecht wie das unsrige her-
vorbringen konnten, und daß die mensch-
liche Natur einer solchen Ausartung fähig
gewesen sey?

Diokles.

Die menschliche Natur ist nicht ausgeartet, und das goldne Weltalter des Hesiods ist keine Lüge.

Alexis.

Nun, das ist für mich etwas neues. — Wenn Du mir diese zwey Behauptungen wahr machen kannst: so will ich mich mit dem Hesiod wieder aussöhnen; denn ich muß Dir gestehen, daß ich eben darum gegen ihn so aufgebracht bin, weil ich das Gemählde von den Menschen seines goldnen Alters mit der jetzigen Verdorbenheit eben dieser Menschen, und der schrecklichen Unordnung ihrer Gesellschaft verglichen habe.

Diokles.

Ich merkte wohl, daß etwas Menschenhaß bey Dir mit unterlief. — Ich will Dich aber davon zu heilen suchen, wenn Du mir nur ein wenig Aufmerksamkeit gönnst.

Alexis.

Gerne.

Diokles.

Kannst Du Dir die Erdkugel kurz nachher, als sie aus dem Schooße der Natur hervorgekommen war, vorstellen, und einen Augenblick vergessen, daß Du sie bewohnst?

Alexis.

Ja, ohne Mühe.

Diokles.

Wir wollen sehen, ob Du es kannst. — Du siehest, daß diese Erdkugel mit Thieren bevölkert ist. Siehest Du Verschiedenheit unter diesen Thieren?

Alexis.

Die seh' ich allerdings. Sie sind verschieden an Gestalt, an Größe, an Stärke, und in der Art zu leben.

Diokles.

Und wie sind sie verschieden? — Welches ist zum Beyspiel das größte?

Alexis.

Der Elephant scheint mir das größeste und das klügste; der Löwe das stärkste und das muthigste; der Mensch das behendeste in den Bewegungen seines Körpers und das furchtsamste; der Fuchs das listigste, und so weiter.

Diokles.

Gehört diese Erde allen diesen Thieren gemeinschaftlich, oder einigen von ihnen?

Alexis.

Sie gehört keinem; oder eigentlich sie gehört einem jedweden von ihnen, in so weit es sie nützen kann, um die Bedürfnisse seiner Natur zu befriedigen.

Diokles.

Also haben alle dasselbige Recht an

diese Erde, und an das, was sie hervorbringt?

Alexis.

Ja alle; das heißt, ein jedes nach dem Verhältniß seiner Kräfte, und der Löwe führt ihnen diese Wahrheit oft zu Gemüth.

Diokles.

Ich glaube es; aber auf diesem Fuß müssen sie sehr übel zusammen leben?

Alexis.

Nein; das eben nicht. Sie thun sich wohl einiges Leid, Art gegen Art; aber gleichartige leben friedlich genug unter sich.

Diokles.

Mich freut, lieber Alexis, Deine schlichte und reine Art die Dinge zu betrachten. Dir stand es zu, die Wahrheit mit der schönen ganz entblößten Liebesgöttin zu vergleichen; und ich hatte Unrecht, Dir

darüber Vorwürfe zu machen. Aber es scheint in Deinem Gemählde, daß der Mensch unter den Thieren schwerlich die erste Rolle spiele.

Alexis.

Nein; doch auch nicht die letzte. Alles zusammen genommen, sind die besondern Vorzüge einer jeden Art bey den andern Arten reichlich vergütet, und eine hat der andern nichts vorzuwerfen.

Diokles.

Also das Verhältniß zwischen dem Menschen und einem andern Thiere Deiner ursprünglichen Erdkugel ist beynahe Gleichheit, das heißt, das eine verhält sich zum andern, wie Eins zu Eins.

Alexis.

Das ist ziemlich richtig.

Diokles.

Komm einen Augenblick von Deiner

ursprünglichen Erdkugel zurück, und wirf die Augen auf dieselbe Kugel, so wie sie jetzt beschaffen ist. Findest Du noch eben dies Verhältniß zwischen den verschiedenen Arten der Thiere?

Alexis.

Ja, was die Thiere anlangt. — In Absicht der Thiere ist keine Veränderung.

Diokles.

Und in Absicht des Menschen?

Alexis.

Ich muß gestehen, der Unterschied ist unermeßlich. Dieses hatte ich nicht in Betrachtung gezogen.

Diokles.

Wär' es zu viel, wenn ich sagte, daß dies Verhältniß, das im Anfang wie Eins zu Eins war, jetzt wie tausend Millionen zur Einheit sey?

Alexis.

Nein gewiß nicht. — An Macht und Klugheit hat der Mensch unendlich gewonnen; und vielleicht zu seinem Unglück.

Diokles.

Davon nachher, mein Lieber. Aber was schließest Du aus dieser erstaunlichen Veränderung bey den Menschen, indeß die andern Thiere an ihrer Stelle geblieben sind?

Alexis.

Ich muß auf irgend einen Grundtrieb der Vervollkommenung schließen, welcher, der menschlichen Natur eigenthümlich, entweder durch eine äussere Kraft, oder einen inneren Nachdruck wirksam ist.

Diokles.

Findet sich bey den andern Thiergattungen etwas ähnliches?

Alexis.

Alexis.

Nein, gar nichts. Denn in so vielen Jahrhunderten hätten wir davon etwas bemerken müssen.

Diokles.

Laß uns doch sehen, was wir unter diesem Grundtriebe der Vervollkommenung bey einem Thiere zu verstehen haben. Deine Sache ist es, zu erklären was Du auf die Bahn gebracht hast.

Alexis.

Dieser Grundtrieb setzt nothwendig zweyerley voraus. Erstlich: daß die Natur des Thiers eines glücklichern Zustandes, als der gegenwärtige, fähig sey. Zweytens: das Vorgefühl eines solchen bessern Zustandes.

Diokles.

Vortreflich, mein lieber Alexis; und dieser Grundtrieb besteht also eigentlich

in dem Vermögen, sich einem solchen bessern Zustande zu nähern.

Alexis.

Ohne allen Zweifel.

Diokles.

Bleiben wir dabey, daß den Thieren dieses Vermögen durchaus mangelt?

Alexis.

Wir werden nicht wohl dabey bleiben können; denn der Zustand des Thiers in dem Augenblick, wo es sein Verlangen befriedigt, ist besser als der Zustand in dem Augenblick vorher, wo es noch verlangte. Nun sehen wir aber, daß es gewußt hat sich diesen Zustand zu verschaffen; folglich hat es das Vermögen, wovon Du redetest.

Diokles.

Das scheint mir unwidersprechlich; und so wären Mensch und Thier mit

demselbigen Vermögen ausgestattet. Aber dies Vermögen kann über die Empfindung oder das Vorgefühl eines bessern Zustandes nicht hinausreichen, weil es sonst weder Ziel noch Grund haben würde. Dies Vermögen hält also gleichen Schritt mit dieser Empfindung, und wir könnten eins für das andre nehmen, dergestalt, daß wenn wir den Reichthum an Vorgefühlen eines bessern Zustandes bey zwey Arten von Thieren wüßten, wir daraus auf die relative Kraft dieses Vermögens bey einer jedweden von ihnen schliessen könnten; und, wenn wir im Gegentheil die Kraft dieses Vermögens wüßten, wir daraus auf den verhältnißmäßigen Reichthum an diesem Vorgefühl des Bessern schliessen könnten. Wenn man nun die Wirkungen dieser Perfectibilität bey unsern heutigen Atheniensern mit ihren Wirkungen zur Zeit der Pelasger, ihrer Väter, und diese Wirkungen wieder mit jenen

bey Deinem Thiermenschen der ursprünglichen Welt vergleicht, so sieht man leicht die große Kraft dieses Vermögens bey dem Menschen, und also die ungeheure Ungleichheit zwischen dem Reichthum des Gefühls des Bessern in ihm, und dem Reichthum eben dieses Gefühls im Thiere. Was die Ursache dieses Mißverhältnisses betrifft, so würden wir solche in einer Untersuchung des natürlichen Ganges dieses Grundtriebes der Vervollkommenung leicht finden. Aber, Alexis, laß uns dies Geschäft bis auf einen andern Tag aussetzen. Ich will dem Demophoon und Dir selbst das nicht zu Leide thun, daß ich Dich von seinem Feste abhalte.

Alexis.

Wie ungerecht! Du fachst die Liebe zur Philosophie in mir an, und willst mich nun von ihr weg zu einem Feste schicken. Beym Sokrates, fahre fort und beweise

mir, was Du versprochen hast. Demophoon wird es mir Dank wissen, daß ich Dich seinem Feste vorgezogen habe, und ich bin gewiß, er thäte eben das an meiner Stelle.

Diokles.

Ich glaube es Dir gern, weil ich Demophoon, seit langer Zeit, genug kenne. — Wir wollen also fortfahren, mein lieber Alexis, bis wir fertig sind.

Welches ist das erste Gefühl des Thiers, wenn es gebohren ist, Alexis? Worin besteht die Modification, die ihm zuerst sein Daseyn zu erkennen giebt?

Alexis.

Meiner Vorstellung nach, ist es ein Vergnügen oder ein Schmerz.

Diokles.

Du hast Recht; aber eigentlich ist es nicht das, was ich Dich frage. Das

Vergnügen und der Schmerz sind schon zwey bestimmte Zustände. Es ist geniessen und leiden. Diese beyden Zustände sind bey dem Thiere zufällig, und setzen äussere Ursachen zum voraus. Das Thier ist leidend bey allen beyden. Ich frage: welches ist das erste Gefühl, das ihm seine Willenskraft entdeckt, sein Vermögen wollen zu können?

Alexis.

Soll ich denn sagen, es sey Verlangen oder Unbehaglichkeit?

Diokles.

Das ist vollkommen recht geantwortet, bis auf ein Verbindungswörtchen. Es ist Verlangen und Unbehaglichkeit; denn diese zwey Dinge laufen in Eins zusammen.

Alexis.

Ich verstehe Dich nicht ganz.

Diokles.

Kannst Du Dir das Moment irgend eines Genusses lebendig ins Andenken zurückbringen?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Dünkt Dein Gefühl in diesem Augenblicke Dir eine einfache Sache?

Alexis.

Bisher hat es mir so gedünkt.

Diokles.

Und doch, wenn Du Acht gibst, muß es aus zwey verschiedenen Gefühlen zusammengesetzt seyn, die in diesem Augenblicke wirklich vollkommen zusammen fliessen, und nur Ein Gefühl ausmachen.

Alexis.

Und welche sind die?

Diokles.

Das Gefühl eines Bedürfnisses, und das Gefühl einer Sache, die dies Bedürfniß befriedigt. Wenn diese zwey Gefühle in ihrer ganzen Stärke coexistiren und zusammen fliessen, so ist Genuß da.

Alexis.

Ich verstehe Dich.

Diokles.

Das Verlangen also, welches das erste Gefühl ist, das in der Natur des Thieres entsteht, ist aus dem Gefühle irgend eines Bedürfnisses, und aus dem Gefühle irgend eines Gegenstandes, der es befriedigen könnte, zusammengesetzt; und folglich ist das Verlangen vor dem Genuß eine Unbehaglichkeit. Woher bey dem Thiere diese Gefühle von Bedürfniß und von einem Gegenstande, der es befriedigen könnte, komme; ist eine ganz andere Frage,

die wir künftig einmal vornehmen wollen. Da es aber hier darauf ankommt, der Natur und dem Gange Deines Grundtriebes der Vervollkommenung in allen Thieren ernstlich nachzuforschen, so müssen wir mit drey Dingen den Anfang machen.

1.) Daß wir uns erinnern, kein eingeschränktes Wesen könne durch sich selbst existiren.

2.) Daß wir uns einer Erfahrung erinnern, die sich immer bewährt hat; nemlich, daß, um nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur irgend ein Wesen hervorzubringen, welches das Vermögen zu empfinden und zu handeln hat, die Zusammenkunft zweyer Wesen von gleicher Art und von verschiedenem Geschlecht nothwendig ist.

3.) Daß wir daraus schliessen, jedwede Art Thiere oder empfindlicher und

handelnder eingeschränkter Wesen habe ihren Anfang genommen von zwey Wesen Einer Art und verschiedenes Geschlechts, die ihre Existenz irgend einem thätigen Wesen von einer kräftigern und erhabenern Natur zu verdanken hatten.

Ob diese Hervorbringung der zwey ersten Wesen durch Jupiter selbst zu jener Zeit geschehen sey, da er das ungestalte Chaos, welches er in dem unendlichen Raum erzeugt hatte, entwickelte; oder ob er dies große Werk dem weisen Erfindungsgeiste des unglücklichen Sohns der Clymene anvertrauet habe, ist ungewiß; und wir können ohne Gefahr an dasjenige glauben, was, der Sage nach, die Götter unsern Vätern davon offenbaret haben, was in unsern Tempeln darüber aufbewahrt ist, was die Wahrsager und Priester uns davon erzählen, oder was die inspirirten Poeten uns in ihren unsterblichen Gesängen davon sagen.

Alexis.

Was Deine Wahrheit, Deine Erfahrung und Deinen Schluß angeht, so bin ich darüber vollkommen mit Dir einig; aber erlaube, mein lieber Diokles, daß ich auf das blosse Wort der Poeten noch nichts annehme.

Diokles.

Nach Belieben; wenn Du nur dem Zeugnisse Deiner eigenen Augen zufolge glaubst, daß das erste Verlangen, welches wir bey den Menschen und Thieren wahrnehmen; ein Hang zur Nahrung sey. Das Säugethier wendet sich nach der Brust seiner Mutter, das Eyerlegende nach irgend einer gröbern Kost; und es folgt daher unwidersprechlich, daß das Thier, so wie es auf die Welt kommt, auf eine mehr oder weniger unbestimmte, oder mehr oder weniger bestimmte Art und Weise, das zusammengesetzte Gefühl von

einem Bedürfniß und einem Gegenstande, der es befriedigen kann, in sich hat. Dies Gefühl macht in allen Thieren den Grundtrieb der Vervollkommenung aus; es ist dasjenige, was man Instinkt nennt. Von seiner Ursache und seinem Ursprung reden wir, wie ich Dir gesagt habe, ein andermal; seine Natur aber müssen wir hier ergründen.

Du erinnerst Dich doch der schönen Reden der Diotime über die Fähigkeiten der menschlichen Seele, die Phaedon von Elea uns in seinem Gespräche Simon aufbehalten hat? *)

Alexis.

Ob ich mich ihrer erinnere! Ich glaube, daß sie mir eben so wenig jemals aus dem Gedächtniß kommen werden, als sie

---

*) S. Vermischte philosophische Schriften des H. Hemsterhuis. II. Theil. S. 306-339.

dem Sokrates, welcher sie anführt, aus dem Gedächtniß gekommen sind.

Diokles.

Ich sehe, Du erinnerst Dich ihrer, und dies ist mir lieb. Laß uns nun bemerken, daß wenn dies zwiefache Gefühl von einem Bedürfniß und seinem Gegenstande irgend eine bestimmte Wirkung hervorbringen soll, diese Gefühle selbst bestimmt seyn müssen. Wenn wir den Zustand des Thiers oder des Menschen in jenen ersten Augenblicken seines Daseyns betrachten, so finden wir: 1.) daß der ganze Reichthum seiner Einbildungskraft allein in diesen zwey Gefühlen besteht. 2.) Daß seine Moralität nichts ist. 3.) Daß der Verstand einzig diese zwey Empfindungen oder Ideen zu Gegenständen seiner Thätigkeit hat. 4.) Daß sein Vermögen, wollen zu können, ohne Wahl ist; denn hätte es eine Wahl, so wäre diese zwischen dem Gefühl

des Bedürfnisses und dem Gefühl eines Gegenstandes, der es befriedigt. Diese zwey Gefühle fliessen aber zusammen in dem Gefühle des Verlangens; die Bestimmung der Willenskraft zum Wollen ist folglich rein und einfach, und richtet natürlich dieses geradezu auf den Genuß.

Du siehst also, mein Lieber, daß in diesem Fall, in diesen ersten Augenblicken bey dem Menschen und bey dem Thiere keine Freyheit Statt haben kann. Sein Verlangen ist ein einziges. Sein Herz kann keinen Gedanken von Pflicht in ihm erwecken, noch sein Verstand ihm irgend eine Beziehung zeigen: ein einziges Gefühl, ein einziger Zweck, bringt eine einzige Wirkung hervor. Sobald aber der Mensch an Einsichten zunimmt; sobald mehrere Ideen oder Gefühle, von ohngefähr gleicher Stärke, in der Einbildungskraft sich neben diesem ursprünglichen Gefühl hinstellen: sobald finden alle seine

Fähigkeiten Raum sich zu entwickeln, sich auszubreiten, sich zu üben, und er fühlt sich frey.

Alexis.

Ich fasse Deine Idee. Aber soll ich Dir unverholen sagen was ich denke, und nach Deiner eigenen mir gegebenen Anleitung fort schliessen?

Diokles.

Das sollst Du allerdings, mein Freund.

Alexis.

Der Instinkt besteht in einem Verlangen, in einem Gefühle, das in der That ein einziges, aber aus dem Gefühl eines Bedürfnisses und aus dem Gefühl eines Gegenstandes, der es befriedigen könnte, zusammengesetzt ist; das gebe ich Dir zu. Und weil es ein einziges ist, bestimmt es die Willenskraft auf eine nothwendige und einzige Weise. Wenn ich bey dem

Thiere mehrere Begierden, mehrere Ideen, mehrere Gefühle, alle genau von gleicher Stärke, annehme; so begreife ich, daß das Vermögen zu wollen allein durch sich selbst einen bestimmten Willen hervorbringen könne. Da ich aber diese Voraussetzung für falsch und ungereimt halte: muß ich nicht folgern, daß ein' jede überwiegende Idee in der Einbildungskraft beynah mit der Kraft des Instinkts wirke? Und wo bleibt denn jene so gepriesene Freyheit?

Diokles.

Was Du da sagst, ist sehr richtig; aber Du beweisest nichts mehr, als daß es wenig freye Menschen gebe, und eigentlich nur derjenige Mensch frey sey, der ein Weiser ist.

Alexis.

Wenn es Dich in Deinem Gange mich zurecht zu weisen nicht zu sehr aufhält,

so

so wollte ich Dich wohl bitten, mein Freund, daß Du mir deutlich sagtest, was nach Deiner Meynung ein Weiser ist.

Diokles.

Ein Weiser, mein lieber Alexis, ist derjenige, der keine überwiegende Idee, keine überwiegenden Gefühle duldet, wenn nicht sein Verstand und sein Gewissen, nach *einer* reifen Prüfung, sie genehmigt haben; der sich von seiner Einbildungskraft, oder der Empfindlichkeit seines Herzens, nie unterjochen läßt; der sich beyder nur bedient, um zu geniessen, oder durch sie, im Nothfall, seine Thätigkeit, sein Vermögen wollen zu können, zu verstärken. Du hast Recht, wenn Du die Handlungen aller Thiere und der meisten Menschen einigen überwiegenden Ideen zuschreibst, die sich alle Kräfte unterwerfen.

In dem eigentlich sogenannten Instinkte

hat die herrschende Idee schlechterdings das Uebergewicht, weil sie die einzige ist.

Bey der Schwärmerey hat sie es gleichfals. Wenn man zu Delphi die Priesterinn zum Dreyfuß führt, und sie mit Widerstreben sich dem heiligen Kessel nähert, worüber sie, um den Gott zu empfangen, sich setzen soll; wird ihr ganzer Leib bleich und blaß, und sie zittert schon an allen ihren Gliedern. Ist sie endlich zu dem Ort gelangt, wo sie die Orakel geben soll, so sind alle ihre Fähigkeiten in Unordnung und verlassen sie. Ihr Leib blähet sich auf, ihre Fäuste schliessen sich vest zu, ihre Arme fahren hin und her, ihre flammenden Augen rollen in ihrem Kopfe wild herum, ohne sich auf irgend einen Ort zu heften. Alles an ihr ist in Verzuckung. Ihr offener Mund ist voll Schaum, und die hohle, heisere, aus der tiefsten Brust heraufkommende Stimme, zeigt offenbar, daß es nicht mehr die Priesterinn ist;

sondern daß entweder der Gott, welcher sie treibt, durch sie redet, oder daß die Vorstellung dieses Gottes sie bemeistert.

In der Raserey. Siehe an den Sohn des Telamon, wie er in der Heerde wüthet, die er für den Ulysses und die Atriden hält; wie der unglückliche Athamas seinen Sohn Learchus gegen einen Stein schlägt, und die Ino und den Melicertes verfolgt, weil er sie für Löwen ansieht.

Im Wahnsinne. Siehe an den milzsüchtigen Athenienser, der sich täglich nach dem Hafen Piräus begiebt, und alle Schiffe, die dort ankommen und auslaufen, aufzeichnet, in der Einbildung, daß sie alle ihm gehören.

Und endlich, was das Vorurtheil anlangt! Die Gewalt desselben ist fürchterlich. Es ist eine starke, lebhafte, isolirte, und von den gewöhnlichen Ideen entfernte Vorstellung, die sich in dem Kopfe des Kindes,

oder eines wenig aufgeklärten Menschen festgesetzt hat. Sie findet in diesem zarten oder leeren Gehirne keine übereinstimmenden Ideen, mit denen sie vermischt oder verglichen werden könnte. Ganz einzeln wächst sie da, wie eine stolze Eiche, mitten unter niedrigem Gesträuch, das von fern um sie her steht. — Aber, Alexis, hast Du nie eine Reise nach der Insel Kreta gemacht?

Alexis.

Nein, niemals.

Diokles.

Wenn Du nach Gnossus kommst, so ist daselbst kein Kreter, der Dir nicht mit heiliger Ehrfurcht das Grab des Jupiters zeigte; alle haben es von ihrer Kindheit an so gehört. Umsonst sagt der Dichter:

„O König Jupiter: die Kreter sind im„merdar Lügner. Sie geben vor, Dir

„ein Grabmahl errichtet zu haben; doch
„bist Du nicht gestorben, denn Du bist
„ewig."

Umsonst sagt der Kenner des Alter=
tums: „Kreter, irrt nicht. Dies Grab
„ist das Grab des Minos, und euer Be=
„trug beruht auf zwey von der Zeit aus=
„gelöschten Worten." Welcher Kreter
liesse sich nicht todt schlagen, um seinem
Vaterlande die Ehre eines so berühmten
Denkmahls zu erhalten!

Es liegt am Ende wohl nicht viel dar=
an, was das Volk zu Kreta vom Jupiter
sich in den Kopf setzt; weniger gleichgül=
tig aber ist es, Alexis, daß selbst Philo=
sophen demselben Uebel unterliegen.

Um die Geschichte des Vorurtheils zu
vollenden, muß ich Dir, mit einiger Scham,
erzählen, was mir vor wenigen Monaten
begegnet ist; doch es bleibt unter uns.

Ich gieng mit Aristäus, Autolykus,

Chrysothemis dem langbärtigen Epikurer, und mit Kallikles dem Stoiker, nach Sunium.

Wir waren noch nicht weit auf unserm Wege, als Kallikles und Chrysothemis schon in vollem Streit waren über die Tugend, das Schöne, das Anständige, die Wollust u. s. w. welches mich aufmerksam machte. Ich wurde bald gewahr, daß in jedem dieser beyden Köpfe der ganze Vorrath von Ideen den Ton und die Farbe der Hauptidee des Systems hatte, das man in der Jugend ihnen hineingepropft hatte; und da nun diese Systeme einander beynah schnurstracks entgegen liefen, so war es unmöglich, daß die Ideen des einen in den ganz vollgefüllten und besetzten Kopf des andern hätten Eingang finden können. Sie verstanden sich also ganz und gar nicht. Weil sie aber öfters beyde zugleich schrieen, und ein jeder von ihnen zum Glück nichts hören

konnte, als was er selbst gesagt hatte; so glaubte ein jeder seinen Gegner überzeugt zu haben. Sie waren mit einander zufrieden, und für diesmal lief alles ohne Unglück ab. Einige Tage nachher feyerte Autolykus den Geburtstag seines Enkels. Wir waren alle da, und Autolykus setzte, vielleicht aus Muthwillen, der ihm aber übel genug bekam, bey Tische den Chrysothemis und Kallikles neben einander. Der Streit fieng bald wieder an. Alles gieng gut, so lange sie sich nicht verstanden, und keiner von beyden, folglich, seinem Gegner mit dem Galimatias seiner Schulsprache zu nahe kam. Aber endlich fuhren, durch das ewige Schreyen und Wiederholen ihrer sogenannten Axiomen, einige Ideen in das Gehirn des andern. Du denkst vermuthlich, dies sey ein Glück gewesen, und habe zur Ueberzeugung führen müssen. Weit gefehlt, mein lieber Alexis; denn diese wenigen

Ideen, welche eindrangen, fanden, in dem angefüllten und besetzten fremden Kopfe, keine analogen oder befreundeten Ideen, mit denen sie sich hätten verbinden und in Eins zusammen fügen können. Diese neuen Ankömmlinge verwirrten also nur die andern, und brachten alles in Unordnung und Aufruhr. Kallikles, der zuerst in seinem Kopf ausserordentliche Bewegungen fühlte, griff dem Chrysothemis mit der einen Hand in den Bart, und suchte mit den ausgestreckten Krallen der andern, ihm ein Auge auszureissen. Zum guten Glücke hatte Chrysothemis eine Schöpsenkeule vor sich stehen, und damit gab er dem Stoiker einen so derben Hieb aufs Gesicht, daß dieser los ließ.

Der Auftritt wäre blutig geworden; Autolikus aber schlug sich ins Mittel, und fieng edelmüthig die Streiche des einen und des andern auf, indem er ihnen

zurief, daß sie weise Männer wären, und sich schämen sollten.

Alexis.

Wie ist es möglich? Philosophen!

Diokles.

Ja, mein Freund; aber aus Achtung für die Philosophie, sage niemanden davon.

Du siehest hieraus die unzerstörbare Gewalt des Vorurtheils. Je mehr diese starke Idee, die man in der Kindheit, oder in der Jugend, oder bey einer schlecht ausstaffirten Einbildungskraft empfängt; je mehr sie ungewöhnlich, wunderbar, unbegreiflich, und mit den andern Ideen, die sich in dem Kopfe befinden, unverträglich ist: desto heiliger wird sie seyn; wird Wurzel schlagen; sich befestigen; und in einem thätigen Kopf alle die Ideen, die sie umgeben, an sich reissen, wie ein Magnet, der sich die Eisentheilchen,

die um ihn liegen, eigen macht, und sie nicht eher los läßt, bis er sie alle mit seiner Kraft impregnirt hat. Ich rede hier, selbst von ganz gesunden Köpfen; und nicht von solchen, wo der schwache Verstand die Einbildungskraft ungebaut läßt, und die Ideen dem Spiele des Zufalls Preis giebt.

Auch siehst Du, daß wenn das Vorurtheil, oder die überwiegenden Ideen in zwey Köpfen ganz und gar verschieden sind, des einen Ideen, die in den andern eingehen wollen, sich sogleich wieder heraus und davon machen, ohne darinn eigentlich weder Gutes noch Böses zu stiften; und die ganze Wirkung, welche diese Verschiedenheit hervorbringen kann, ist Mitleiden oder Verachtung, nachdem die Leute sind. Wenn aber die Ideen nicht so ungleichartig oder abstechend sind, so dringen sie mehr oder weniger in den andern Kopf hinein, und erschüttern einige

der Ideen, welche sich darinn befinden, indem sie sich mehr oder weniger mit ihnen vermischen, und solchergestalt die andern in Unordnung bringen. Die unangenehme Empfindung dieser Unordnung, das heimliche Gefühl der Möglichkeit, daß die überwiegende Idee, die Idee = Königinn selbst, mitten auf ihrem Throne Gefahr laufen könnte; dieses setzt die Leidenschaften in Bewegung: nicht die trägen Leidenschaften des Mitleidens, oder der Verachtung; sondern die Furien des Hasses, und der grausamsten Verfolgung.

Mein lieber Alexis, es ist im Menschen ein Principium, das über alle Fähigkeiten seiner Seele weit erhaben ist; ein Principium, das sie alle sieht, sie mißt, sie beurtheilt, sie zurecht weiset, sie zusammensetzt, ihnen Thätigkeit und Harmonie giebt oder nimmt, nach dem Verhältniße seines eigenen Werthes; ein Principium, das allein die Personalität des Menschen

ausmacht; und das Maaß der Unabhängigkeit und der Kraft dieses Princips, ist das Maaß seiner Weisheit.

Alexis.

Mein lieber Diokles, jetzt begreife ich, warum es so wenig Weise giebt, oder vielmehr gar keine.

Diokles.

Du betrügst Dich, Alexis; es sind ihrer viel mehr, als Du denkst. Denn weil die Weisheit in der Harmonie und richtigen Anwendung der Fähigkeiten besteht, und große Fähigkeiten sich nicht so leicht als mittelmäßige regieren lassen; so ist es klar, daß man die Weisen unter den mittelmäßigen Menschen suchen muß, die überall die zahlreichsten sind. Wenn die Weisheit große Fähigkeiten begleitet: so ist das die Erscheinung eines Gottes unter den Menschen.

Alexis.

Aber, mein Freund, würde der Weise mit den großen Fähigkeiten auf der Erde nicht ein unnützes oder unglückliches Wesen seyn, da er hier für seine Größe nichts gleichartiges findet? Und würde der erste Zug seiner Weisheit nicht seyn, sich einen andern Wohnort zu wählen? Apollo, als er an den Ufern des Amphrysus die Heerde hütete, war gewiß nicht an seiner Stelle.

Diokles.

O des Unwissenden! Gerade an den Ufern des Amphrysus bildete sich Apollo zum Gotte der Harmonie; gerade an diesen glücklichen Ufern erfand er jene mächtige Leyer, welche die Helden vergöttert, und die Feste der unsterblichen Götter belebt.

Der Weise mit großen Fähigkeiten ist überall an seiner Stelle; und, könnte er hinab in die Hölle steigen, so würde er

auch dahin Ordnung und Glückseeligkeit bringen. Man sagt, daß während der wenigen Augenblicke, die sich der weise und göttliche Orpheus in dieser schrecklichen Wohnung befand, alle Qualen der Unglücklichen aufhörten, und Sisyphus, Tantalus und die Danaiden Ruhe hatten. Siehe, das sind die Wirkungen, die von dem Weisen ausgehen. Ich sage Dir nichts von dem, was er in sich selbst empfindet. Du fühlst es, Alexis.

Alexis.

Ach, ich fühle die Wahrheit von dem, was Du sagst; aber das ist auch alles, was ich fühle. — Du aber, mein lieber Diokles, merkst Du nicht, daß wir uns gewaltig von unserm Wege entfernen? Im Namen der Götter, laß uns wieder umkehren, und führe mich zu jenem goldnen Weltalter, wonach mich verlangt.

Diokles.

O Mnemosyne, fruchtbare Mutter der Musen, Dich rufe ich heute an!

Alexis.

Warum?

Diokles.

Warum? Weißt Du wohl, daß wir ihr eine ganze Schaale voll Weyrauch schuldig sind, Du und ich, wenn sie uns den Faden wieder giebt, den wir verlohren haben.

Alexis.

Diokles, ich sage das nicht, als glaubte ich nicht an die Götter; aber ich will Dir das Ende des Fadens mit geringern Kosten wieder schaffen.

Diokles.

Nun, das wollen wir sehen.

Alexis.

Du hast gesagt, daß im Menschen wie

im Thiere ein Instinkt wohne, den ich einen Grundtrieb der Vervollkommenung genannt habe, welcher nothwendiger Weise aus dem Gefühl eines Bedürfnisses, und aus dem Gefühl eines Gegenstandes, der dies Bedürfniß befriedigen könnte, zusammengesetzt ist; und daß dies Zusammengesetzte, dies Principium, da es sich in dem Kopfe oder in der Seele des Thiers, oder des Menschen, unmittelbar nach der Geburt, allein befindet, das Vermögen zu wollen nothwendig zu einem thätigen Willen bestimmt, welches diesen Menschen oder dies Thier hintreibt zum Genuß; das ist, zu einem Zustande, der glücklicher ist als der gegenwärtige; zu einem seiner Natur gemäßen Bessern. Ist das nicht das Ende des Fadens, den wir verlohren hatten?

Diokles.

In Wahrheit, mein Freund, Du bringst mich wieder auf den Weg. Wenn wir

nun

nun die ersten Augenblicke des Daseyns des Menschen und des Thiers betrachten, so finden wir, daß das Gefühl des Bedürfnisses bey dem einen wie bey dem andern gleich bestimmt ist; und der Gegenstand der Befriedigung ist blos physisch. Wenn der erste Trieb nach Nahrung befriedigt ist, so schläft und vegetirt der Mensch und das Thier, bis neue Bedürfnisse neue Triebe rege machen. Unterdessen stärken sich die Organen und werden geübt. Die Vorstellung von dem Gegenstande wird je mehr und mehr bestimmt. Diese Vorstellung, die sich wahrscheinlich Anfangs blos durch den Geruch bildete, bildet sich nun auch durch das Gefühl, das Gesicht und das Gehör, und erwirbt dadurch verschiedene Gestalten. Die Einbildungskraft bereichert sich, und giebt dem Verstande Anlaß seine Thätigkeit zu entwickeln, indem er Ideen bindet, vergleicht, und zusammensetzt. Der erste

Mangel, den der Mensch oder das Thier in der Natur wahrnehmen, und der sie drückt, besteht darinn, daß die Natur nicht allezeit gleich bereit ist, sie mit dem Nothwendigen in dem Augenblicke des Verlangens selbst zu versehen, und daß sie ihrem Genusse Hindernisse scheint entgegen gesetzt zu haben; es sey nun in den allgemeinen physischen Gesetzen, oder in dem Interesse verschiedener Gattungen, die sich oft zu kreuzen scheinen: und diese Unbequemlichkeiten nöthigen oft Menschen und Thiere, ihren Wohnplatz zu verlassen, um den Jahrszeiten unter andern Himmelsstrichen nachzugehen, sich gegen die Ungemächlichkeiten der Luft zu schützen, und sich gegen die Stärkern, die sie zu Grunde richten möchten, zu vertheidigen. Wenn der Mensch und das Thier es endlich dahin gebracht haben, daß die Gegenstände ihres Bedürfnisses in dem Augenblicke, wo das Gefühl des Bedürfnisses

sie antreibt, ihnen so gut wie möglich zur Hand sind: so geniessen sie so viel und so oft als sie geniessen können; folglich sind sie glücklich, und für das Thier ist hier sein vollkommenes goldnes Alter.

Alexis.

Ich begreife das; ist aber eben dieses auch das so gerühmte Weltalter für den Menschen?

Diokles.

Ja. Aber ich bitte, erinnere Dich, daß der Mensch das Vermögen hat auch in seines Gleichen zu geniessen, und daß also, wenn man die Glückseeligkeit des Menschen und die Glückseeligkeit des Thieres überhaupt schätzet; die letztere der Einheit gleich ist, indeß die Glückseeligkeit des Menschen eine durch alles, was glücklich ist, multiplicirte Einheit seyn wird.

Alexis.

— Das Unglück wirst Du doch auf eben die Art berechnen, denke ich. — Uebrigens sehe ich in diesem Gemåhlde höchstens den Zustand einiger Viehhirten, oder etwa der Einwohner von Attica, ehe Theseus sie zu einem Volke versammelt hatte: und wenn Du kein anderes Jahrhundert des Saturn mir darzustellen weißt, so wirst Du Dir schwerlich anmassen, den Hesiod und Deine Poeten gerechtfertigt zu haben.

Diokles.

Als Du die Reise nach Groß-Griechenland machtest, hast Du dort wohl mit einigen berühmten Pythagoräern Umgang gehabt?

Alexis.

Nein. — Warum frågst Du mich das?

Diokles.

Weil ich denn vielleicht nicht so viel Mühe haben würde, über das goldne Weltalter mit Dir ins Reine zu kommen.

Alexis.

Ich bin den Philosophen dieser Secte wenig nachgegangen. Nicht aus Mangel an Hochachtung; ich schätze sie unendlich; nur sobald mir über die verschiedenen Zwecke des Pythagoras und Sokrates die Augen anfiengen etwas aufzugehen, war ich für den letztern entschieden.

Diokles.

Von welchen Zwecken redest Du?

Alexis.

Sokrates, wie mir deucht, hatte den Vorsatz, jeden Menschen so vollkommen zu machen, als seine Natur es leiden könnte; welches ich für möglich halte. Pythagoras hingegen wollte einige

Individua ganz vollkommen machen, damit sie die andern regierten, und so alle glücklich würden; und das scheint mir eine Ungerechtigkeit und ein Hirngespinst.

Diokles.

Sehr richtig gesehen, mein lieber Alexis. — Aber genug: Pythagoras war um dieses Zwecks willen genöthigt, die kleine Anzahl seiner Auserwählten von dem Haufen der übrigen Menschen abzusondern, und das Studium der Weisheit mit Hüllen und Geheimnissen zu verwahren; das ist die Ursache, warum diese Schule im Besitze verschiedener sehr wichtiger Kenntnisse ist, die nicht allgemein bekannt geworden sind. — Du kennst wahrscheinlich, dem Rufe nach, jenen Archytas, der nicht allein, wie Homers Agamemnon, ein großes Oberhaupt von Völkern, und ein großer Feldherr war; sondern neben dem ein ganz vortreflicher Philosoph?

Alexis.

Du meynst ohne Zweifel den Tarentiner, den berühmten Freund des Plato?

Diokles.

Eben den. Dieser Archytas nun pflegte seinen nähern Freunden zu erzählen, daß Pythagoras, als er in Phönicien auf Reisen war, sich nach Biblos begeben habe, nicht sowohl, um daselbst die alten Trümmer dieser berühmten, vom Saturn gegründeten Stadt zu betrachten; als um daselbst einen alten Priester des Adonis zu hören, der in der Wissenschaft der Gestirne sehr unterrichtet war, und den Ruf hatte, daß er mehr wisse als die andern Menschen.

Er lehrte ihn die Geheimnisse des großen Adonis-Festes, das man jährlich in den Tagen feyert, wenn der Fluß dieses Namens, der vom Berge Libanon kommt, und nahe bey Biblos ins Meer fällt, dem

Meere bis an die Küsten vom Delta eine Blutfarbe giebt, und welches die Aegypter und Assyrer mit bewundernswürdiger Pracht feyern helfen. Er sagte ihm, daß alle Jahre, an gewissen Tagen, der schöne Adonis auf dem Gebirge wieder erscheine, um sich da wie ehemals mit der Jagd zu erlustigen; daß alle Jahr ein ungeheurer wilder Eber ihn von neuem an der Hüfte verwunde, wie an dem ewig zu bejammernden Tage geschah, welcher der Göttin der Schönheit so viele Thränen gekostet hat; und daß das Blut, das jedesmal aus der neuen Wunde fliesse und mit dem Wasser des Flusses sich vermische, die Ursache jener jährlichen rothen Farbe des Meeres sey.

Alexis.

Sage mir beym Jupiter, glaubte denn Pythagoras solche Weibermährchen?

Diokles.

Ich zweifle daran. Hätte Pythagoras

aber, wie der Priester, sie von der Wiege an gelernet; so hätte er wahrscheinlich sie geglaubt, wie ein anderer.

Alexis.

Wie ist doch der Mensch so schwach!

Diokles.

Ja; in der Kindheit.

Alexis.

— Du hast Recht; aber ich bitte Dich, was willst Du, daß ich, nach einem solchen Anfange, auf die Folge des von diesem Priester gegebenen Unterrichts bauen soll?

Diokles.

Es wäre nichts ungewöhnliches, mein lieber Alexis, wenn sich dieser Priester in allem übrigen als einen sehr weisen Mann bewiesen hätte, diesen einzigen Punkt ausgenommen, der durch Zeit und Uebung bey ihm Sache des Instinkts geworden war. — Aber daß ich Dir aus

aller Verlegenheit helfe, es ist gar nicht wahrscheinlich, daß der weise Greis von dem eben erzählten selbst viel geglaubt habe; denn er setzte hinzu: was er gesagt, habe er nur als Oberpriester gesagt. Die Philosophen aber gäben zur Ursache jener Erscheinung an, daß während sechs oder sieben Tagen im Jahr ein sehr heftiger Ostwind in den Gegenden um den Berg Libanon wehe; daß dieser Wind alsdann eine ungeheure Menge des rothen Sandes vom Gebirge in den an seinem Fuße sich herum schlängelnden Fluß jage, welcher diesen Sand hernach mit sich fortführe, bis in das Meer, das die Küsten von Phönicien und Aegypten anspült.

Alexis.

Das kann ich begreifen. Fahre fort, ich bitte Dich.

Diokles.

Er war der erste, welcher den Pytha-

goras lehrte, daß die Erdkugel in Jahres-frist in einem großen Zirkel sich um die Sonne bewegt; daß die Erde sich in Einem Tage und einer Nacht von Abend nach Morgen um ihre Achse dreht: und das sey, wie er sagte, die Ursache von der scheinbaren Bewegung aller Gestirne von Morgen nach Abend. Er lehrte ihn die Ursachen von der Veränderung der Jahrs-zeiten. Er erklärte ihm den Lauf der Planeten; so wie auch der Kometen, deren Wiederkunft er, nach Art der Chaldäer, vorhersagte. Als er zuletzt an den Mond kam, beschwerte Pythagoras sich bey dem Alten über die ausschweifende Eitelkeit der Arkadier, die sich für das älteste Volk der Erde ausgäben, weil sie lange vor dem Monde da gewesen wären; und der Priester sagte ihm darüber folgende merkwürdige Worte: Du, Pythagoras, und überhaupt ihr Griechen, sollet Euch eigentlich über Eure Unwissen-

heit beschweren. Zu viel Witz hat Euer Genie irre geleitet; es hat über den reichen Phantomen Eurer glänzenden Einbildungskraft die Bahn der einfachen Wahrheit verlohren. Ihr habt in einer Menge Fabeln, die so abgeschmackt sind als sie lieblich lauten, die Wahrheit dergestalt verdreht, daß ihr sie ganz aus dem Gesichte verlohren habt; und diejenigen unter Euch, deren gesunder Verstand sich dieser Träumereyen geschämt hat, und die, was noch von der alten Wahrheit da ist, kennen lernen wollten, mußten Griechenland verlassen, um bey denjenigen, die Ihr Barbaren nennt, den Schatz wieder zu finden, den Ihr durch Euren muthwilligen Leichtsinn verlohren habt. Was die Arkadier von sich rühmen, ist keine Erdichtung. Die Erde war viele Jahrhunderte bewohnt, ehe der Mond ihr sein Licht brachte. Damals war die Richtung ihrer Achse senkrecht auf der Fläche

ihrer Bahn; ihre beyden Pole waren also von der Sonne gleich weit entfernt. Die Tage und Nächte waren überall gleich. Es gab gar keine Jahrszeiten. Es gab nur Himmelsstriche. Ein jeder Erdgürtel behielt immer denselbigen Grad der Wärme, ohne die geringste Veränderung. Die einfache Wirkung der Sonne machte die Ebbe und Fluth der Meere regelmäßiger und ruhiger; und die flüßigen Theile in den Körpern der Thiere und Pflanzen behielten ihre Größe und ihre Dichtigkeit. Es konnte kein anderer Wind seyn als der Westwind, wegen der gleichförmigen, täglichen Bewegung der Erde von Abend nach Morgen. Nichts konnte die Atmosphäre verändern. Ein jedes Thier, eine jede Pflanze mußte an dem Orte hervorkommen, der ihrer Natur am gemäßesten war. Die Bäume waren immer gleich voll von Früchten, Blüthen und Laub;

die Erde fand in der Abwechselung der Jahrszeiten kein Hinderniß, ihre unendliche Zeugungskraft zu entwickeln. Die beständige Gleichheit der Natur lieferte Kräuter und Früchte, die viel nahrhafter waren; und deren Arten durch die schnelle Folge der Jahrszeiten haben zerstört werden müssen. Mensch und Thier fanden ihren Unterhalt überall um sich her, und weder der eine noch das andere konnte jemals in der traurigen Nothwendigkeit seyn, in dem Blute oder in den Eingeweiden seines Gleichen sich eine scheußliche Nahrung zu suchen. Sehr selten verließ der Mensch den Erdgürtel, worinn er gebohren war; weil er sich an keinem Orte so wohl befand, als in seiner Heimath. Da jeder Mensch sich für den glücklichsten auf Erden hielt; so war aller Ehrgeitz, und alle Eigenthums- oder Eroberungssucht unmöglich. An Handlungsunternehmungen konnte nicht gedacht

werden; denn es war nichts auf der Erde, das, wenn es von einem Orte zum andern gebracht würde, nicht unnützlich hätte scheinen müssen, und ohne Werth. Bey einer so gleichförmigen Verfassung der Dinge, mußten die Menschen sich einander ähnlich sehen, und der Mensch erblickte in jedem einzelnen Wesen seiner Art, das ihm begegnete, sich selbst; und da er sich für glücklicher hielt als jeden andern; so war das Ziel seiner Wünsche, jeden andern, in dem er sich wieder erkante, so glücklich zu machen, als er sich selbst fühlte. Auch mußte damals die Sprache durchaus vollkommen seyn, weil sie keine andere Worte oder Zeichen hatte, als solche, welche die Organen, von starken innerlichen Empfindungen gedrungen, durch Laut und Geberde von sich gaben.

Wenn wir die unendlichen Schwierigkeiten in Betrachtung ziehen, die wir nicht selten bey einer Menge zarter und

erhabener Gefühle antreffen, um sie andern mitzutheilen, da wir selbst doch ein inniges Bewußtseyn davon haben: so läßt sich leicht begreifen, wie vollkommen damals die Menschen ihre gleichstimmigen Empfindungen und Begriffe sich verständlich machen und wechseln konnten; wie klar und kräftig die Ausdrücke eines beglückenden Zustandes; eines Genusses; der Liebe; eines Lobgesanges der Gottheit seyn mußten: wie einleuchtend die Wissenschaften, welche durch Zeichen vorgetragen wurden, die mit den Gegenständen dieser Wissenschaften vollkommen übereinstimmten, und allen bildlichen Ausdruck ungereimt machten, so wie alle jene erborgten Worte, durch die man Ideen einiger Maaßen darzustellen sucht, welche unsere schwachen Organen nicht mehr stark genug rühren, um treffende Wirkungen darinn hervorzubringen. Man sagt, ein einziger Seufzer,

ein Wort, eine Geberde, die jetzt nur ein unvollkommenes, unbestimmtes oder zweydeutiges Zeichen unserer innigsten Empfindungen sind, sey in jenen Zeiten ein lebendiges, reines und vollendetes Gemählde von dem Zustande der in einem Meer von Wollust schwimmenden Seele gewesen, wo jede Welle, so klein und zart sie auch seyn mochte, ihren sanften Anstoß fühlen ließ. Es ist augenscheinlich, daß in Menschen, deren Einbildungskraft so lauter, so lebendig und so geschickt war, die feinsten und leisesten Eindrücke aufzunehmen und wieder von sich zu geben, ein weit deutlicheres Gefühl von der Allgegenwart der Gottheit sich erzeugen mußte, als in unserm gegenwärtigen Zustande möglich ist. So war auch, wegen der gänzlichen Unwissenheit von dem, was Unglück ist, ihre Moralität ohne den Ton von Anstrengung und Ueberwindung, der uns jetzt groß und herrlich

scheint, wie der Stern Syrius, funkelnd in der Dunkelheit der Nacht. Der Mensch, für den alles Böse und alle Furcht noch ungereimte Dinge waren, starb damals, wie er einschlief, oder vielmehr erwachte; und warf seinen Körper, wie eine wachsende Frucht die Blüthe ab.

Siehe, das war der glückliche Zustand des Menschen vor der Erscheinung des Mondes. Als dieser aus entfernten Regionen in die Nachbarschaft der Sonne kam, entgieng er dem beobachtenden Auge des Menschen nicht. Er schien klein, mit einem langen Schweife von Licht hinter sich. Seine Bewegung wurde schneller und schneller, bis man ihn in den Strahlen des großen Gestirns verlor. Als er das erstemal, auf seinem Rückwege von der Sonne, wieder zum Vorschein kam, hatte er das Ansehen des Morgensterns;

aber mit einer dicken Atmosphäre umgeben, und ein kurzes Haar vor sich her. Da er fast gerade gegen die Erde vorrückte, schien er wie unbeweglich an demselben Orte des Himmels: seine flammende Gestalt nahm immer zu; und so kam er von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde, immer näher. Es währte nicht lange, so bemerkte man in den Gewässern eine unordentliche Bewegung; schwellend traten sie aus den Ufern; ihre Oberfläche war gefurcht, mit Schaum. Es ließ sich innerlich in den Körpern aller Thiere eine ganz wunderbare Veränderung spüren, die von einer unbekannten Unordnung in ihren Säften herrührte. Ungewöhnliche Flecken verunstalteten den reinen blauen Himmel, den bis dahin nichts getrübt hatte; die ersten Wolken bildeten sich. Was man noch von Sternen sah, schien seine Stelle verändert zu haben; denn die Achse der Erde war schon nicht mehr senkrecht, und ihre schwer=

sten Theile neigten sich, durch eine anziehende Kraft, unmerklich nach dieser neuen Masse hin. Die Erde, die niemals anders als mit dem Morgenthau war befeuchtet worden, wurde durch Gewässer überschwemmt, die oben vom Himmel herunter fielen. Da die einfache und gleichförmige Bewegung der Erde, welche bisher die verschiedenen Materien in ihrem Schooße verhindert hatte, sich zu vermischen, in Streit zu gerathen und zusammen zu gähren, aufgehoben und verändert war: so fand sich nun alles, Salpeter, Schwefel, Feuer, untereinander gemischt. Es stiegen schwarze Dünste empor. Lodernde Blitze durchkreuzten zum erstenmal das dunkle und weite Gewölbe des Himmels. Das fürchterliche Getöse des Donners ließ sich hören. Nicht lange; so zerplatzte an hundert Stellen die dicke Rinde der Erde, um der Unordnung, die sie inwendig von allen Seiten ängstigte, Luft

zu machen. Alle Elemente waren in Verwirrung, und ihre rohe Vereinigung brachte Materien von vermischter, ausgearteter und zweydeutiger Natur hervor. Die Luft, die sich von entgegengesetzten Seiten her gedrückt fühlte, bewegte sich und suchte brüllend Ausgänge nach verschiedenen Richtungen. Ein jeder Hauch streckte die dickſten Wälder danieder. Millionen Menschen und Thiere kamen in dieser fürchterlichen Katastrophe um. Diejenigen unter ihnen, die durch ein glückliches oder unglückliches Ohngefähr, auf dem Gewässer, das diese ganze Scene der Verzweiflung schon bedeckte, sich an Baumstämmen angehängt hatten, befanden sich in einer schrecklichen Ruhe. Sie sahen nichts als ein wüthendes Meer, einen fremden und unreinen Himmel, und das gebrochene blaugelbe Licht jenes scheußlichen Körpers, die traurige Ursache alles ihres Unglücks.

Der Mensch, welcher kurz vorher in jedem Stern, in jeder Blume, in jedem Bruder, unter jedem Morgenroth einen gnädigen Gott angebetet hatte, von dem ihm die Sonne das vollkommenste Bild dünkte, glaubte in diesem neuen Sterne das Bild eines siegenden Gottes zu sehen, der mächtiger war als der seinige; eines übelgesinnten Gottes der Zerstörung und der Finsterniß. Und das ist die erste Quelle der ungereimten Idee von einem guten und bösen Urwesen. Das Geschrey der Menschen und Thiere war eine neue Sprache, die man wegen der wechselseitigen starken Empfindungen, zu verstehen das Unglück hatte. Schrecken, Schauder, und ein dumpfer Sinn des Zusammenfahrens kamen an die Stelle der süßesten Ruhe. Der Mensch sah den Tod zum erstenmal unter dem neuen Gesichtspunkte eines gewaltthätigen Zustandes. Dieser Augenblick des Ueberganges; dieser wollüstige

Augenblick; dieser Augenblick, der vorhin, wie eine aufgehende Blume, schön war, nicht durch die Hoffnung, die der Mensch nicht kannte, sondern durch das untrügliche und deutliche Gefühl einer aufblühenden und sichtbaren Zukunft, die noch angenehmer war als das Vergangene und das Gegenwärtige: selbst dieser Augenblick schien ihm das schrecklichste von allem. Denn die Zeiten waren noch nicht gekommen, wo er sich zu seinem traurigen Troste die widersprechende Idee einer unmöglichen Vernichtung schmiedete. Endlich — die Erde erseufzte noch von dem, was sie gelitten hatte — fiengen die Elemente an wieder in ihr Gleis zu kommen. Der Mond säuberte sich von seiner Atmosphäre und seinem Haar; und nachdem er durch das schreckliche, von einer zu nahen Sonne geborgte Feuer, in einen Todtenkopf, in ein Wesen zu allem untüchtig und von unnützer ewiger Dauer war verwan-

delt worden; setzte das große Gesetz der Natur das Gleichgewicht zwischen ihm und der Erde fest, und verordnete ihn zu unserem beständigen Gefährten.

Jahrhunderte hindurch beweinte der Mensch sein Geschick, und kaum gelang es ihm, sein abhängiges Daseyn zu behaupten. Die scheinbaren Widersprüche, die er an der kreißenden Natur gesehen hatte, ließen ihn lange Zeit in dem Dämmerlichte zwischen Wahr und Falsch, zwischen Gut und Böse herum irren. Bestürzt und betäubt, da er die Zeichen des Wahren verlohren hatte, umarmte er das Wunderbare, den leeren Schatten seiner vergangenen Größe. Endlich, nachdem der Mensch zu ruhigern Augenblicken, welche Ueberlegung und Nachdenken zuließen, gekommen war, fieng er mehr oder weniger an, sich zurecht zu finden. Der Weise wurde mit seinen Uebeln vertraut; und

obgleich die Fülle und Deutlichkeit der Empfindungen, wodurch ehmals das Schöne in mehr harmonischen Gegenständen mit Leichtigkeit gefunden wurde, dem Menschen gegenwärtig mangelte: so gelang es ihm doch mit der Zeit, weil das Schöne weniger in der Natur des Gegenstandes, als in der Fassungsart des Menschen liegt, in Gegenständen, die viel unharmonischer und heterogener waren, ein Schönes zu erblicken, das zwar unzuverläßiger und schwankender, aber das einzige mögliche unter den gegenwärtigen Bedingungen war. Kurz, der Weise entdeckte zuletzt selbst in den Gegenständen, die das Schrecken seiner Väter gewesen waren, Spuren des Schönen und Erhabenen; und schloß daraus, daß diese große physische Katastrophe, und die vorhergegangenen schönen Zeiten, seinem Wesen gleich fremde, und der Verschiedenheit seiner Ansicht unterworfen wären.

Siehe, mein lieber Alexis, das war, so viel ich mich erinnern kann, die Rede des Hypsikles; so hieß der Priester: Und in Wahrheit, wenn wir bedenken, daß der Tod, das Böse, das Laster und der Schmerz Dinge wider unsere Natur sind, und daß wir uns fast immer einer größern Glückseligkeit, als die wir genießen, fähig fühlen; wenn wir die vielen Widersprüche erwägen, die so oft in unsern Handlungen, in unsern Gedanken und unsern Neigungen vorkommen; die unbestimmten und dunkeln Begriffe, die wir von gewissen Sachen haben, von deren Wirklichkeit wir durch die innigste und vollkommenste Ueberzeugung gewiß sind; die seltsame Einrichtung unserer, dem Anscheine nach, so sehr wider einander laufenden Gottesdienste; die Natur unserer meisten Wissenschaften, die überall Zwischenräume, Lücken und Leeres haben, indeß die Geometrie und

unsere Sinne *) uns beweisen, daß wir fähig sind, die Kettenreihe, den Zusammenhang der ergänzenden Wahrheiten, die einen Theil der großen Wahrheit ausmachen, zu erkennen und zu fühlen: ist es denn wohl möglich, mein lieber Alexis, die große Wahrscheinlichkeit zu läugnen, daß wir einige Sinne, oder vielmehr einige ihnen analoge Leitzeuge der Thätigkeit verlohren haben, durch deren Vermittelung gewisse Zwischenideen und Zwischenempfindungen vormals aus unserm eingeschränkten Wissen ein vollständiges Ganzes machten, wovon keine Spuren mehr übrig sind, als in den mehr oder weniger veränderten Traditionen von unserm ehmaligen Zustande? Ist es möglich, der Rede des Hypsikles, dessen Schüler zu seyn Pythagoras für keine Schande hielt, allen Glauben zu versagen? Ich bitte Dich, lieber Alexis, sage was denkst Du davon?

---

*) S. Sophyle, ou de la Philosophie.

Alexis.

— Ich muß bekennen, daß diese Rede des Priesters, mit Deinen Betrachtungen verknüpft, etwas überraschendes und treffendes für mich hat. Ja, ich glaube ihm gewisser Maaßen, ohne mich recht darüber erklären zu können. — Ich glaube an sein goldnes Weltalter aus dem Inhalte seiner Rede, wie ich aus einem scharf begrenzten Schatten das Daseyn eines Körpers vermuthe, den ich nicht sehe.

Diokles.

Möchtest Du nicht aus dem Schatten, den Du siehest, auf das Daseyn des Körpers schließen, der ihn zuwege bringt?

Alexis.

Nein, keinesweges; und Du eben so wenig, wenn ich Dich kenne; denn der Schatten, den ich sehe, ist nichts als ein Schein, der ein bloßes Werk der Kunst seyn könnte.

Diokles.

Wenigstens schließest Du doch auf die Wahrscheinlichkeit?

Alexis.

Auch das nicht; sondern auf die Möglichkeit, und das ist alles was ich thun kann.

Diokles.

Aber, mein Lieber, wenn Du die Geschichte mit einem Schatten vergleichst, und Du allezeit auf solche Art schließest; was wird denn aus der Geschichte, und Deinem Glauben an sie werden?

Alexis.

Bin ich gewiß, daß die Geschichte ein Schatten ist; so schließe ich dreist auf die Wahrheit der Begebenheiten die sie darstellt: habe ich aber Ursache, sie für erkünstelt zu halten; wie kann ich anders verfahren, als ich thue? Gesetzt, daß

ein geschickter Mahler da vor uns auf der Wand dieser Halle, wo die Sonne hinscheint, den Schatten der Minerva oder der Diotime mahlte; so würdest Du sehr geneigt seyn, daraus zu schließen, daß die Göttinn oder ihre Freundinn sich irgendwo hinter uns befänden. Wenn aber der Mahler dort den Schatten eines Centaurs mahlte, den Du nie gesehen hast: so würdest Du nicht mit eben demselben Vertrauen schließen, daß der Centaur sich dort befände. Du wirst weit leichter an die Geschichte des Peloponnesischen Krieges glauben, welche Thucydides erzählt, als an die Geschichte der Titanen und Götter. Thucydides giebt Dir einen wahren Schatten von einer Sache, die er sieht und ins Licht stellt; Hesiod mahlt Schatten von Dingen, die nur in seiner Einbildungskraft vorhanden sind, und die mir sehr ungereimt vorkommen. Und was den Hypsikles angeht; weiß ich nicht,

ob er mir wahre Schatten giebt; oder ob er mir Schatten von Dingen vormahlt, die nur sehr wahrscheinlich lassen. Dein Hypsikles also, mein Lieber, könnte wohl nichts mehr seyn, als ein Dichter, der ein wenig vernünftiger ist als Hesiod; und Du scheinst mir eigentlich die Wahrheit der sehr ungereimten Fabel des Hesiods, durch die Wahrscheinlichkeit der weniger ungereimten Fabel des Hypsikles, beweisen zu wollen. Du lachst; doch wisse, daß, wenn ich Dir zu viel Bedenklichkeiten habe, es Dein eigenes und Deines Sokrates Werk ist.

Diokles.

Wenn Du nur Bedenklichkeiten hast, so laß ich es gelten; hast Du aber zu viel Bedenklichkeiten, so ist das nicht unser Werk.

Alexis.

Meine einzige Bedenklichkeit, lieber Diokles, besteht darinn, daß man ge=

gen Wahrheiten mißtrauisch seyn muß, die durch die Zauberhände der Dichter gegangen sind. Sie lieben die Wahrheit nur mit einer unreinen Liebe, und um sie zu mißbrauchen. Die Schöne selbst ist ihnen unzugänglich. So wie sie ihr nahe kommen, flieht sie, verändert sich, löst sich in tausend Theilchen auf, wovon sie kaum einige erhaschen, und dann auch diese noch verderben. Das schöne Ganze entgeht ihnen.

Diokles.

Laß den Gott Pan uns nicht hören, lieber Alexis! Denn er ist es, dem sie nachahmen.

Alexis.

Wie das?

Diokles.

Du weißt seine Leidenschaft für die junge Tochter des Flusses Ladon?

Alexis.

Und weiter?

Diokles.

Als die schöne Syrinx sich bey Herannahung dieses Gottes in tausend Schilfröhrlein verwandelte, schnitt er deren so viele ab, als er konnte, und machte kleine Flöten daraus, womit die Nymphen, die Faunen und die Dryaden sich ergötzen.

Alexis.

Besser wär' es, dem Jupiter nachzuahmen, der aus den Stücken des kleinen Pelops wieder einen Pelops machte.

Diokles.

Das ist eine Arbeit für den Philosophen, mein lieber Alexis, und was diese Arbeit so schwer macht, ist die Schulter des kleinen Pelops, welche fehlt; zu einer solchen Ergänzung gehört ein Jupiter. — Aber höre: in der That, ich begreife nicht, was

für ein Vorurtheil Dich gegen die göttliche Poesie aufbringt? Weißt Du wohl, daß in den Elysäischen Feldern, Thales, Pythagoras, Sokrates und Plato; und Linus, Orpheus, Hesiod und Homer immer beysammen sind, und sich nie verlassen? — Sage mir, ich bitte Dich (denn Du mußt von Deiner Krankheit geheilt werden): wie viel Ordnungen giebt es in der Baukunst?

Alexis.

Drey.

Diokles.

Du bewunderst ohne Zweifel in der Dorischen die Festigkeit, in der Jonischen die Präcision und Eleganz, und in der Corinthischen den Reichthum und die Schönheit?

Alexis.

Zuverläßig.

Diokles.

Trägt die letztere die Last eines Gebäudes weniger, als die Dorische?

Alexis.

Nicht, daß ich wüßte.

Diokles.

Ist sie weniger elegant und präcis, als die Jonische?

Alexis.

Nein, gewiß nicht.

Diokles.

Hat sie nicht die Festigkeit der ersten, die Eleganz der zweyten, und thut sie nicht zu beyden noch den Reichthum und die Schönheit hinzu?

Alexis.

Ohne Widerrede.

Diokles.

Weißt Du die drey Ordnungen, worauf das große weite Gebäude aller unserer Kenntnisse ruht?

Alexis.

Aufrichtig, ich weiß sie nicht.

Diokles.

Sollte nicht Geschichte, welche die Thatsachen erzählt, die erste seyn? Die zweyte: Philosophie, welche die Thatsachen auseinander setzt, Ordnung und Zierde hineinbringt? — Und die dritte, nach Deiner Meynung?

Alexis.

Du meynst: Poesie.

Diokles.

Ja; sie schmückt und bereichert die beyden andern, wenn Du meine Vergleichung richtig genug findest.

Alexis.

Sie scheint mir richtig genug; dies ist aber eine ganz besondere Art, Begriffe zu verknüpfen.

Diokles.

Warum? — Hast Du eine andere, selbst in der Geometrie? — Auf der Insel Lemnos sieht man, bis in Macedonien hinein, den Berg Athos. Wenn Du im Sande ein kleines Dreyeck beschreibst, und es mit einem andern, das ihm ähnlich ist, vergleichst; so weißt Du die Entfernung oder die Höhe des Berges. Ist das nicht die nemliche Art zu schliessen? — Deine Vergleichung der Wahrheit mit der ganz nackten Liebesgöttinn war nicht richtig; daher Dein Irrthum. Die schöne Venus liebt Wohlanständigkeit. Frage den Homer, der sie kannte. Sie ließ sich von den Huldgöttinnen schmücken, und ihr Gürtel benahm ihr nichts von ihrer Macht. Besorge nicht, daß die Poesie etwas an Deiner Wahrheit verderbe.

Uebrigens wird die Poesie nicht ohne Ursache die Sprache der Götter genannt;

wenigstens ist sie die Sprache, welche die Götter jedem erhabenen Genie, das Umgang mit ihnen hat, eingeben, und ohne diese Sprache würden wir schlechte Fortschritte in unseren Wissenschaften machen. Ob es gleich unschicklich ist, die Poesie mit andern Waffen, als der Gewalt ihrer Schönheit, zu vertheidigen; so will ich doch die Philosophie zu Hülfe nehmen, die ihr zu viel schuldig ist, als daß sie ihre Freundinn der Wuth ihrer hartherzigen Feinde überlassen sollte.

Alexis.

Du wirst warm.

Diokles.

Ein wenig; weil es nöthig ist. Sage mir aber: hat nicht jede Idee, jede Empfindung, irgend eine Wahrheit zum ersten Grunde? Hat sie nicht ein wahres Urbild, dessen treue, mehr oder minder

starke, lebendige oder deutliche Abbildung sie ist?

Alexis.

Sicherlich.

Diokles.

Ist nicht in jeder Wissenschaft eine neue Wahrheit, die gefunden wird, das Resultat der Zusammensetzung mehrerer einander näher gebrachter Ideen?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Giebt es in der Geometrie Wahrheiten, welche die großen Meister vor dem Beweise erkannten? Giebt es in der Rhetorik, in der Poesie, Wahrheiten, Schönheiten, erhabene Züge, die gefühlt und selbst ausgedruckt wurden, ehe sie der Verstand näher erwogen und Theilweise geprüft hatte?

Alexis.

Das seh' ich ein.

Diokles.

Wer setzt diese Ideen, woraus derglei=chen gefühlte Wahrheiten oder Schön=heiten entspringen, oder die sie ausma=chen, zusammen?

Alexis.

Wirklich, ich weiß es nicht.

Diokles.

Diese Zusammensetzung muß geschehen, entweder durch das Ohngefähr; oder durch die eigne Natur dieser Ideen; oder durch irgend ein wirksames Wesen, das sie zu lenken und zu leiten weiß. — Geschieht es vielleicht durch das Ohngefähr?

Alexis.

Ganz gewiß nicht; denn sonst würde sich dies eben so oft in dem Kopfe eines Narren, als eines Weisen zutragen. Auch würde Plato nicht so oft Plato seyn.

Diokles.

Soll es denn durch die eigene Natur dieser Ideen geschehen?

Alexis.

Das kann nicht seyn; denn zwischen Ideen, in so fern sie Ideen sind, kann es so wenig wirksame Beziehungen geben, als es dergleichen zwischen Schatten, in so fern sie Schatten sind, geben kann.

Diokles.

Es bleibt uns also nichts zur Ursache übrig, als ein wirksames Wesen, welches lenkt und leitet; und das wir untersuchen müssen. — Aber sage mir erst; finden sich zwischen den wirklichen Dingen, wovon die Ideen die Ideen, oder treuen Abdrücke sind, dieselbigen Beziehungen, wie zwischen diesen Ideen?

Alexis.

Ja, allerdings.

Diokles.

Also: das Zusammengesetzte von Ideen stellt das, was in der That aus einer ähnlichen Zusammensetzung der Dinge selbst entstehen würde, mit derselbigen Wahrheit vor, womit jede Idee jede Sache einzeln und besonders vorstellt?

Alexis.

Das ist gewiß.

Diokles.

Wenn also diese ideale Zusammensetzung Schönheit darstellt; so muß die wirkliche Zusammensetzung, wenn sie da ist, es gleichfalls thun?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Folglich ist wenigstens das, was der Poesie zum Grunde liegt, Wahrheit.

Alexis.

Wahrheit oder Möglichkeit.

Diokles.

Richtig. Du wirst aber sehen, daß in unserer Untersuchung dies auf Eins hinausläuft. — Löst sich die Schönheit nicht in die Menge der Ideen und die Kürze der erforderlichen Zeit, um sie aneinander zu fügen oder sie zusammenzusetzen, auf; oder besteht sie nicht in dem, was es dem Verstande leichter macht, ein Ganzes zu umfassen?

Alexis.

Das geb' ich zu.

Diokles.

Wenn folglich, durch irgend ein Mittel, die Ideen von vielen wirklichen oder möglichen Dingen, einander so nahe gebracht werden können, daß sie einige Augenblicke lang im Kopfe fast zugleich da sind: so

wird gewiß der Verstand, zwischen diesen Ideen, am schnellsten diejenigen Verhältnisse wahrnehmen, die sich mit der größten Leichtigkeit fassen lassen; das heißt, diejenigen, die für uns die reichste, die wahrste, und einfachste Schönheit ausmachen: und dies ist die Ursache, warum gewöhnlich, bey einem Manne von Genie, die erste Idee, die schönste; und der erste Ausdruck, der kräftigste ist. Also, mein lieber Alexis, ist es die Fähigkeit, die Ideen einander am meisten und am besten zu nähern, was das Schöne und das Erhabene hervorbringt, und jene Seelen, welche darum einen nähern Umgang mit der Gottheit zu haben scheinen, große Wahrheiten gleichsam unmittelbar und auf einen Blick entdecken läßt. Wenn wir aber in uns selbst diese Fähigkeit, in jenen glücklichen Augenblicken des Enthusiasmus, wo wir dem Schooße der Natur einen Funken des Wahren und

Schönen entreissen, näher ansehen: so finden wir, daß, was wir von unserer Seite dabey thun, sehr wenig ist. Wir halten da nicht mehr den klugen, abgemessenen, und bedächtlichen, mehr oder weniger langsamen oder schnellen Schritt des Verstandes; sondern unsere Bewegung ist wie Jupiters Blitz, der in demselben Augenblicke abfährt, und trifft. Alles, was wir von unserer Thätigkeit dabey wahrnehmen, ist eine unbestimmte blinde Anstrengung, deren Erfolg jene Annäherung von Ideen ist. Hierauf tritt der Verstand seine gewöhnliche Arbeit an; er betrachtet, was die mehr gedrängte und condensirte Einbildungskraft ihm darbietet, und ahmt es in seinen Ausdrücken treulich nach. Wir wollen annehmen, Alexis, was doch sehr zweifelhaft ist, daß diese Annäherung von Ideen, dieses Zusammendrängen der Einbildungskraft bisweilen einzig und allein

die Wirkung jener unbekannten Anstrengung sey; dennoch bleibt es ausser allem Zweifel, daß diese Annäherung sehr oft ohne jene Anstrengung sich äussert, und uns hohe Dinge und Wahrheiten sehen läßt, die weit über unsere gewöhnliche Fassung gehen. — Wer ist in diesem letzten Falle nun der Urheber, oder die Ursache dieser glücklichen Annäherung? Wer sonst, als derjenige, der den Homer singen lehrte, und zu Dodona oder Delphi uns mehr oder weniger von einem ungewissen Zukünftigen unterrichtet? Du siehst also, daß die Poesie, sie mag aus der Anstrengung eines großen Genies, oder durch einen göttlichen Hauch entstehen, bey allen Künsten und Wissenschaften den Vorsitz hat; und der erhabenen Wahrheit nicht allein das ist, was die Grazien dem Liebesgotte sind; sondern was Aurora der Bildsäule des Memnon ist, wenn sie dieser Licht und Sprache giebt.

Alexis.

Mein lieber Diokles, ich fühle zum Theil die Bündigkeit Deiner Schlüsse; willst Du aber, daß ich Deine Idee ganz fassen soll, welches ich sehr wünsche, so sey so gut und widerhole mir das gesagte noch einmal, auf die einfachste Weise, und wie es sich am leichtesten begreifen läßt.

Diokles.

Dir zu Gefallen will ich es versuchen. Da ich aber die Sache nicht einfacher zu nehmen weiß; so kann ich Dich nur an das, was ich bereits gesagt habe, gewisser Maaßen erinnern.

Die Einsicht einer neuen Wahrheit; die Wahrnehmung neuer Beziehungen zwischen den Dingen; das Gefühl des Schönen und Erhabenen in jeder Art: entspringen sie aus einer blos isolirten einzelnen Idee; oder wird die Zusammen=

setzung oder der Zusammenfluß von mehreren dazu erfordert?

Alexis.

Es wird durchaus der Zusammenfluß von mehreren erfordert.

Diokles.

Wenn eine Annäherung oder ein Zusammenfluß von mehreren Ideen in der Einbildungskraft ist; so hat der Verstand die Einsicht dieser Ideen und einiger ihrer Beziehungen: nicht wahr?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Welche unter diesen Beziehungen werden von dem Verstande am ersten wahrgenommen?

Alexis.

Ohne Zweifel, die für ihn am leichtesten zu fassen sind.

Diokles.

Das sind also die, welche er in der kürzesten Zeit fassen kann?

Alexis.

Zuverläßig.

Diokles.

Das heißt solche, aus denen das Schöne und Erhabene besteht?

Alexis.

Es folgt aus dem, was Du mir ehmals schon bewiesen hast.

Diokles.

Wenn also mehrere Ideen, die unter sich die unmittelbarsten und auffallendsten Beziehungen haben, einer absoluten Coexistenz am nächsten kommen; wird nicht der Verstand das Wahre, Schöne und Erhabene, das diese Ideen enthalten, auf das vollkommenste wahrnehmen, und im reichsten Maaße geniessen?

Alexis.

Das ist wahr.

Diokles.

Es ist also, um dieses Wahre, dieses Schöne oder dieses Erhabene wahrzunehmen oder zu empfinden, nichts weiter nöthig, als diese Annäherung von Ideen?

Alexis.

Das räume ich ein.

Diokles.

Entweder wir selbst bringen sie zusammen; oder es ist jemand anders?

Alexis.

Ganz gewiß.

Diokles.

Sind wir es selbst, so setzen wir, ohne eigentlich zu wissen was wir thun, eine unbestimmte Kraft in Bewegung; eine Kraft, deren Natur uns sogar voll-

kommen unbekannt ist, und die wir Enthusiasmus nennen; aber das Zusammendrängen mehrerer Ideen ist allemal die Folge davon, und dann sehen wir das Wahre, das Schöne und das Erhabene ohne Arbeit und Mühe: nicht wahr?

Alexis.

Allerdings.

Diokles.

Wenn aber diese Annäherung der Ideen sich ohne alle Anstrengung ergiebt, und wir, ohne die geringste Geschäftigkeit von unserer Seite, das Wahre, das Schöne und Erhabene, selbst das Zukünftige sehen: glaubst Du nicht, daß alsdann eine Gottheit die Hand im Spiele hat, und daß wir dieses nicht mit Unrecht eine Eingebung nennen?

Alexis.

— Jetzt glaube ich Deine Idee zu fassen.

Urtheile Du selbst, ob ich mich betrüge. Ich begreife nun erst was Poesie eigentlich ist. Es leuchtet mir ein, daß die tiefsinnigsten Schlüsse, der bedächtlichste und überlegteste Gang des Verstandes uns wenig neue Wahrheiten liefern könnten, wenn nicht durch diesen Enthusiasmus, der die Ideen einander nähert, die Seele unterstützt, geleitet oder getrieben würde. Ich erkenne, daß gerade diese Annäherung dem Verstande die Gelegenheiten verschaft, jene schnelle Fassungsgabe anzuwenden, die man Gefühl in einem höheren Sinne nennt. Ich sehe ein, daß unsere gänzliche Unwissenheit in Absicht der Natur dieses wirksamen Enthusiasmus, der uns öfter wie vermischt mit der Geschäftigkeit einer uns nicht eigenthümlichen Kraft erscheint, Deine Meynung rechtfertigt, daß der Mensch hier nicht alles sey, was die Natur eines vollständigen Wesens erfordert, und daß

folglich das menschliche Geschlecht in einer vorhergegangenen Revolution entweder ein Organ (welches minder wahrscheinlich ist), oder ein Leitzeug der Empfindung wohl verlohren haben möchte. Denn mir däucht, ein vollständiges Wesen, es mag so eingeschränkt als man will gedacht werden, oder so weit aussehend auf entfernte Vollkommenheiten, die es zu erreichen fähig wäre, müßte von seinem Zustande und von seinen Beziehungen eine richtigere und mehr bestimmte Erkenntniß haben. Ich gestehe Dir, die Erzählung des Hypsikles hat nicht allein für mich nichts anstößiges mehr; sondern sie kommt mir auch höchst wahrscheinlich vor.

Ist es wahr, wie Du sagst, und ich es erkenne, daß die Philosophie der Poesie viel zu verdanken hat; so ist es auch nicht weniger wahr, mein lieber Diokles, daß sie unter Deiner Anführung nicht undankbar ist. Ich verspreche Dir,

und das aus einer besondern Ursache, daß dieser Enthusiasmus, diese sonderbare Annäherung von Ideen, diese fruchtbare Quelle der wahren Poesie, von nun an der angelegentlichste Gegenstand meines Studiums und meiner Nachforschung seyn soll; unterdessen aber bitte ich Dich, ehe wir auseinander gehen, mich zu belehren, ob das goldne Weltalter, welches eigentlich der Inhalt unserer Unterredung war, ein Gegenstand sey, der vor die Philosophie gehört; oder ob wir alle Kenntniß desselben allein der Geschichte und der Poesie zu verdanken haben?

Diokles.

Mein lieber Alexis, alles ist ein Gegenstand der Philosophie. Was Du aber sagen willst, scheint mir auf die Frage hinauszulaufen: ob sich, ohne Rücksicht auf Ueberlieferungen und göttliche Eingebungen, Beweise für ein goldnes Weltalter,

oder eine reichere und erhabenere Existenz, als die wir geniessen, finden würden; immer versteht sich, die Natur des Menschen, wie wir sie kennen, allein zum Grunde gelegt. Ist das nicht der Sinn Deiner Frage?

Alexis.

Gerade das.

Diokles.

Siehe, das war von Anfang an der Weg, den ich einschlagen wollte, und ich hätte Dir die Ueberlieferung des Hypsikles nicht angeführt, noch Dich auf die Poesie und ihren Werth aufmerksam gemacht; wenn mein Eingang Dich mehr angezogen hätte.

Alexis.

Ich beschwöre Dich, komme auf Deine Spur wieder zurück. Ich werde nichts dabey verlieren, daß ich einen Weg dop=

pelt mache, der so äusserst anziehend für mich ist, vornemlich in der Lage, worinn ich mich befinde.

Diokles.

— Das goldne Weltalter ist ein figürlicher Ausdruck, worunter Du ohne Zweifel mit mir den Zustand eines jeden Wesens verstehen wirst, welches die ganze Glückseeligkeit genießt, wozu seine Natur und seine wirkliche Art zu seyn es fähig machen?

Alexis.

Sicherlich.

Diokles.

Wir haben gesehen, daß beydes, Thier und Mensch, durch die Kraft ihres Instinkts, oder ihres Grundtriebes der Vervollkommenung, dazu gelangen müssen; und in einem geringern oder höhern Grade, nachdem dieser Grundtrieb mehr oder

weniger innerlichen Nachdruck hat. Was wir über seine Natur ausgemacht haben, ist Dir doch noch gegenwärtig?

Alexis.

Vollkommen.

Diokles.

Als das Thier bis auf denselben Punkt, wo wir es jetzt noch sehen, gekommen war, blieb es da stehen und war glücklich; denn es hatte von einer Glückseeligkeit über das, was es genoß, hinaus, weder durch Natur noch Kunstsinn einen Begriff: und daraus folgt, daß sein Verbesserungstrieb bestimmte Schranken hatte.

Wäre der Mensch, der durch ähnliche Mittel, vielleicht etwas später, eben dahin kam, daselbst auch stehen geblieben: wie würdest Du daraus auf seine Bestimmung geschlossen haben, mein lieber Alexis?

Alexis.

Ich würde geschlossen haben, daß seine Bestimmung vollkommen dieselbe sey, wie die Bestimmung des Thieres, welches gebohren wird, wächst, und stirbt.

Diokles.

Dein Schluß würde sehr richtig seyn. — Müssen aber bey einem jeden Wesen nicht alle mögliche bestimmte Triebe mit seinen Bedürfnissen im Ebenmaaße stehen; oder mit der Menge und Eigenschaft der Dinge, die es zu geniessen fähig, und wovon es einen Begriff sich zu machen im Stande ist?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Also würdest Du, wenn die Triebe irgend eines Wesens gegeben wären, daraus mit Sicherheit die Arten des Genusses folgern, deren seine Natur fähig ist?

Alexis.

Ganz gewiß.

Diokles.

Giengen seine Triebe ins Weite, und hätten keine eingeschränkte Anweisung; so würdest Du ohne Zweifel daraus schliessen, daß dieses Wesen eines Genusses über das hinaus, wovon es in seinem gegenwärtigen Zustande sich einen Begriff machen kann, fähig sey.

Wenn Du nun über die Hofnung, die dem Menschen angebohren scheint, nachdenkst; nicht über jene alltägliche Hofnung, die nur nach einem bessern, in Vergleichung mit dem gegenwärtigen Zustande, hinsieht, sondern über eine solche Hofnung, welche das absolute, obgleich unbestimmte Bessere, zum standhaften Ziele hat: so wirst Du überzeugt werden, daß der Sehnsucht des Menschen, seinem Instinkte, seinem Verbesserungstriebe etwas Unausgemachtes

zum Grunde liegt, welches über alles, was sich in unserm gegenwärtigen Zustande erreichen läßt, hinaus will: folglich der Mensch mit einem andern Zustande in nothwendiger Verknüpfung stehen muß.

Alexis.

Wird er zu diesem Zustande gelangen?

Diokles.

Lieber, wenn Du einen kleinen Vogel siehst, der eben aus seinem Ey gekrochen ist, und ich zeige Dir seine Flügel, indem ich Dir sage, daß Fliegen seine Natur sey: wirst Du besorgen, daß es nicht mit ihm zum Fliegen kommen werde?

Alexis.

Nein, er wird ganz gewiß einmal fliegen.

Diokles.

Wenn ich Dir einen kleinen Fisch zeige, der durch einen Zufall auf dem Ufer zur

Welt kam, und ich Dir aus allen seinen Theilen beweise, daß er nicht lange in der Luft leben kann, sondern daß seine Natur erfordert im Wasser zu seyn: solltest Du dann nicht glauben, er werde mit der ersten Fluth zum Schwimmen kommen?

Alexis.

Ganz gewiß wird er schwimmen.

Diokles.

Und wenn ich Dir den Menschen zeige, dessen Natur Begierden in ihm erweckt, die mit dem wenigen, was diese Erde ihm, als einem Thiere, gewähren kann, ausser allem Verhältnisse sind; wirst Du glauben, diese Erde sey das seiner Natur angemessene Element?

Alexis.

— So wäre in dieser Welt nur das Thier glücklich!

Diokles.

Nichts kann wahrer seyn, mein Lieber,

und der Mensch ahmt hier blos jenem Fische nach, der seine Floßfedern bewegt, springt, schlägt, sich windet und dreht, und der seines Daseyns nur in den Wellen froh werden kann, wovon er auf meiner Hand gewiß eine sehr unvollkommene dunkle Ahndung hat.

Aber laß uns dahin zurückkehren, wo Mensch und Thier auf demselben Punkte waren, und auch jener nur an seinem Erdenglücke genug hatte. Dieser Zustand mußte für ihn von kurzer Dauer seyn; denn sein unbestimmter und grenzenloser Trieb brachte ihn bald dazu, dies Glück zu verachten. Er strebte weiter, und da dunkele und unbestimmte Triebe, welchen angemessene Gegenstände zu ihrer Befriedigung mangelten, ihm zur Qual wurden: suchte er, wiewohl umsonst, diese Gegenstände in der ihn umgebenden endlichen und bestimmten Welt. Daher die natürliche Unersättlichkeit seiner Begierden.

Denn sobald der Genuß ihn das Unzulängliche dieser Gegenstände, und die nothwendigen Schranken ihrer Natur gewahr werden ließ; gieng er weiter, von der eiteln und thörichten Hoffnung geleitet, in der Menge dieser endlichen und bestimmten Gegenstände, jenes Unendliche, dem ihn bewegenden großen unbestimmten Triebe Analoge, zu finden. So lange die Fortschritte seiner Erkenntniß nur auf eine gewisse Vollkommenheit in der Mechanik und dem Ackerbau gerichtet waren; erreichte der Mensch seinen Zweck, und war als Thier vollkommen. Sobald er aber den Himmel maß, die Meere beschiffte, und, um seine Gestalt zu schmücken, seine Brüder zu vertilgen, oder Zeichen seines vermeynten Eigenthums zu prägen, die Metalle aus dem Schooße der Erde grub; sobald er Staaten bildete, Gesetze ordnete, und, um das Maaß des Lächerlichen voll zu machen,

es sich einfallen ließ, daß ein Einziger der Eigenthumsherr von einer Million seines Gleichen seyn könnte; sobald dieses erstaunliche Wesen, das nur seit seinem Fall ein Amphibium, im Grunde aber ein Wesen von einer homogenen Existenz war, sich zu gleicher Zeit an den beyden äussersten Enden seiner Natur halten wollte, wovon ihm die Verkettung und der Zusammenhang, durch den Verlust einiger Wahrnehmungsmittel, entgangen war: so mußten natürlich alle jene Thorheiten, Gräuel und Unordnungen, jene Ungereimtheiten und Widersprüche, die dem Hesiod so sehr bey Dir geschadet haben, sich hervorthun; aber zu gleicher Zeit dem Menschen auf das vollkommenste den Adel und die Unveränderlichkeit seiner Natur beweisen, und daß seine Ausartung nur in einer zufälligen Erscheinung bestehe.

Alexis.

Mein lieber Diokles, ich glaube zwar, was

was Du mir eben gesagt hast, meistentheils zu verstehen; aber ich bitte, laß Dich einige Worte mehr über einen so anziehenden Gegenstand nicht verdrießen. Du kennst mich. Ich gehe nicht eher von der Stelle, bis ich zu deutlichen Begriffen gelangt bin.

Diokles.

Du begreifst, Alexis, obgleich die Philosophie solche abstrakte Materien mit derselbigen Leichtigkeit und Genauigkeit, wie die einfachsten Gegenstände der Geometrie behandelt, daß man im Ausdrucke der Ideen nicht dieselbige Leichtigkeit findet; weil es uns oft, wenn wir Ideen, die etwas entfernt von einander, und dem Anscheine nach widersinnig sind, zusammen paaren wollen, an Worten fehlt. Aber in solchen Fällen muß der Zuhörer sich zu helfen wissen, und sich mehr nach dem Gedankengange des Redenden, als nach den Worten,

die er ausspricht, richten. Alsdenn übersetzen sich die Worte in dem Kopfe des Zuhörers von selbst, und er verwechselt sie gegen Zeichen, die ihm geläufiger sind. Indeß will ich suchen, in dem wenigen was ich Dir noch zu sagen habe, so klar wie möglich zu seyn.

In dem goldnen Weltalter des Hesiod und des Hypsikles war der Mensch durchaus vollkommen, so weit die Natur seines Wesens es zuließ; und ob er gleich als ein ewiges Wesen erschaffen war, so war doch die Natur seiner Entwickelungen und seines Genusses succeßiv. Aber die Bewegung dieser Succeßion von dem ersten Augenblicke seiner Entstehung an bis in die Ewigkeit, nahm gleichförmig zu, und der Tod schien ihm weiter nichts, als eine von den fortschreitenden und gewöhnlichen Entwickelungen seines Wesens. Nach der großen Katastrophe der Erdkugel, wo der Mensch wahrscheinlich gewisse Empfindun-

gen verloren hat, nahm der Tod für ihn eine andere Gestalt an. Dieser wurde nun von so vielen ungewöhnlichen und unangenehmen Umständen begleitet, daß er mit keiner andern Entwickelung etwas gemein zu haben schien. Er zerschnitt dem Ansehen nach das Daseyn des Menschen in zwey Theile, davon eins das gegenwärtige Leben war, und das andere eine dunkle, zweifelhafte, und höchstens nur mögliche Fortdauer. In der Folge kam der Mensch, durch den seiner Natur anklebenden Verbesserungstrieb, zu jenem goldenen, oder vielmehr silbernen Weltalter, wovon wir geredet haben, dessen Ziel nur eine thierische Vollkommenheit seyn konnte; und erst nachdem er über diese Vollkommenheit hinausgegangen war, wurde der Mensch ein unglückliches Wesen auf der Erde, bis der Weise durch eine aufgeklärte Philosophie ihn lehrte, aufs neue das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen zu verbinden, und

die Homogenität seines ewigen Daseyns zu erkennen.

Zwey goldne Alter von sehr verschiedener Beschaffenheit! Und wenn wir dem natürlichen Gange der Fähigkeiten des Menschen in diesem Leben sorgfältig nachspüren, so werden wir ein drittes Alter durchschimmern sehen, das von den vorhergehenden nicht weniger verschieden seyn wird. Dieses Alter wird eintreten, mein Lieber, wenn die Wissenschaften des Menschen so hoch gestiegen seyn werden, als es bey seinen jetzigen Organen möglich ist; wenn er an denen Seiten des Universums, welche seiner Untersuchung offen liegen, die Grenzen seiner Einsicht wird deutlich wahrgenommen haben; wenn er das ungereimte Mißverhältniß zwischen seinen Wünschen, und dem, was er auf Erden geniessen kann, einsehen, und durch die seltsamen Folgen, die daher entstehen, gewitzigt, umkehren, und ein heilsa-

mes und richtiges Gleichgewicht zwischen seinen Begierden und den Gegenständen, die im vorhandenen Kreise seiner Thätigkeit liegen, zu Stande gebracht haben wird; wenn er endlich mit allen Einsichten, deren seine Natur hienieden fähig ist, bereichert, die glückliche Einfalt seines ersten Zustandes damit vereinigen, und ausschmücken wird.

Was das goldne Alter des Menschen nach diesem Leben angeht; so wird sein Genuß dort reiner, inniger, zusammenhängender seyn; alle seine Kenntnisse werden in Eins zusammen fliessen, wie in dem Brennpunkte eines Krystalls die Farben der Iris zusammen schmelzen, und mit einander nur Ein reines Licht hervorbringen: ein vollkommenes Bild des hochglänzenden Gestirns, das sie in seinem Schooße trug.

Dies, mein lieber Alexis, ist alles, so weit ich urtheilen kann, was die Phi-

losophie uns über die Alter der Vollkommenheit, worauf die menschliche Natur Anspruch zu machen hat, sagen kann.

Um von dem letztern Alter mehr zu erfahren, muß man zu den Orakeln der Götter seine Zuflucht nehmen; ein göttlicher Hauch muß unsere Ideen einander so nahe bringen, daß wir alle ihre Beziehungen übersehen können.

Alexis.

— Diokles, Du bist nicht im Stande alle das Gute zu ahnden, was Du mir gethan hast, und auf welche Art!

Diokles.

Nein, wirklich nicht.

Alexis.

Ich trage mich seit einiger Zeit mit einem wichtigen Vorhaben, das auf mein ganzes Leben Einfluß haben muß. Oft kam mir der Gedanke, mich nach Dodona und nach Delphi zu begeben, um den

Rath der Götter darüber einzuholen. Zweifel an dem Werth und an der Möglichkeit der Orakel hielten mich bisher zurück. Du hast mich von diesen Zweifeln befreyt, und ich bin nun entschlossen, mich an die Götter zu wenden, durchdrungen von einer Ehrfurcht, die ich vorher nie gekannt habe, welches mir diejenige Fassung zu seyn scheint, mit der man es wagen darf, ihre Tempel zu betreten, und auf ihre Gunst zu hoffen.

Diokles.

Das ist mir sehr angenehm, mein lieber Alexis, und um so mehr, da die Gottheit Dir Deine Reisen erlassen wird; denn eine solche Gemüthsfassung, mein Freund, ist hinreichend, sie auf diesen Hügel herabzubringen, und in Dich selbst, wo sie vollkommen verständliche Orakel geben wird, ohne daß Du nöthig hättest die geschäftige Weisheit der Priester zu Hülfe zu nehmen, um sie Dir zu erklären.

Alexis.

— Bester Freund!

Diokles.

— Nun was willst Du?

Alexis.

Gehe zu Aristäus, und lasse mich hier; denn ich fühle, daß ich Dodona und Delphi in dieser Einsamkeit finden werde, und das ist Dein Werk.

Diokles.

Wenn das ist, mein Lieber, so sind wir schuldig, gleich mit dem morgenden Tage der Liebe ein Opfer zu bringen.

Anmerkungen.

Seite 35. Siehe an den milzsüchtigen Athenienser.

Dieser Athenienser ist Thrasillus. Als sein Bruder Kriton von Sicilien zurückkam, übergab er ihn den Händen eines geschickten Arztes, der ihn gesund machte. Thrasillus stellte sich öfter die Glückseligkeit wieder vor, die er in seiner Krankheit genossen hatte, und vergab es seinem Bruder niemals, daß er ihn hatte gesund machen lassen.

Seite 36. Umsonst sagt der Dichter rc.

Κρῆτες ἀεὶ ψεῦσαι· καὶ γὰρ τάφον, ὦ ἄνα, σεῖο
Κρῆτες ἐτεκτήναντο· σὺ δ᾽ ὀυ θάνες, ἐσσὶ γὰρ αἰεί.

Diese Verse finden sich beym Kallimachus, einem Dichter, der vornemlich unter

dem Ptolomäus Philadelphus berühmt gewesen ist, und folglich in eine etwas spätere Zeit zu gehören scheint, als Diokles und Alexis. Es giebt dergleichen Schwierigkeiten, bey denen die Kritik oft Mühe hat sich herauszufinden. Doch sind diese Verse wahrscheinlich lange vor dem Kallimachus da gewesen, weil man zuverläßig weiß, daß der Anfang des ersten Verses: κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται, die Kreter sind immerdar Lügner, von der Medea herrührt, welche diese Worte aussprach, da Idomeneus urtheilte, sie sey nicht so schön als die Thetis. Ob sie das übrige bey dieser Gelegenheit hinzufügte, wird so bald noch nicht ausgemacht werden können.

Uebrigens sagt auch Lukan im 8ten Buche seiner Pharsalia:

Tam mendax Magni tumulo, quam Creta Tonantis.

Seite 37. Umsonst sagt der Kenner des Alterthums ꝛc.

Der H. Chrysostomus über den Brief des Paulus an den Titus, führt die Grabschrift auf folgende Weise an:

Ἐντάυθα κεῖται Ζὰν, ὃν Δια κικλήσκουσιν.
Hier liegt Zan, den sie Jupiter nennen. Der H. Cyrillus wider den Julian, eignet diese Grabschrift dem Pythagoras zu. Lactantius 1. B. 2. Kap. führt sie auf folgende Weise an: ὁ Ζεὺς τοῦ Κρόνου, Jupiter, Sohn des Saturns. Noch anders wird sie von Cedrenus angeführt: Ἐνθαδε κεῖται θανὼν Πῖκος ὁ καὶ ζευς. Hier ist begraben nach seinem Tode Pikus, den man auch Jupiter nennt. Man sehe ferner den Sedulius, den H. Hieronymus, den Origenes wider den Celsus, den Epiphanius, Philostrat, Cicero, Diodor von Sicilien, Lucian, und ver=

schiedene andere. Uebrigens erhellet es nicht allein aus dem Theophilus, Minutius Felix, und H. Cyprian, daß dies Grab noch zu ihrer Zeit zu sehen war; sondern Psellus, der unter dem Constantin Ducas lebte, vor ohngefähr 700 Jahren, berichtet, daß man damals noch ein Wahrzeichen an der Stelle dieses berühmten Grabes gewiesen habe. Der Scholiast über des Kallimachus Hymnus an den Jupiter, erklärt endlich diese Stelle besser, indem er uns folgende Grabschrift giebt: Τοῦ Μίνωος τοῦ Δίος τάφος: das Grab des Minos, eines Sohnes des Jupiter. Als die Zeit die zwey ersten Worte: Τοῦ Μίνωος, ausgelöscht hatte, so blieb nur übrig: das Grab des Jupiter, und das kommt ganz genau mit unserm Autor überein.

Ich weiß, daß Ptolomäus Hephästion, ein angesehener Schriftsteller, anders von diesem Grabe spricht, und es für das

Grab des Olympus von Kreta ausgiebt, welcher den Jupiter aus den Händen des Saturns rettete, desselben Lehrer wurde, und ihn in der Religion unterrichtete; den aber Jupiter mit seinem Blitz erschlug, blos weil er hatte vermuthen dürfen, daß die Riesen die unsterblichen Götter bekriegen könnten.

Als Jupiter seinen Wohlthäter und Lehrer todt vor sich ausgestreckt liegen sah; that es ihm leid, und weil er die Folgen seiner Hitze auf keine andre Weise gut machen konnte, verwandelte er den Namen Olympus, den man auf das Grab gesetzt hatte, in den Namen Jupiter. Eine übertriebene Schmeicheley, welche die Wahrscheinlichkeit der Sache vermindert.

Seite 55. Dieser Archytas 2c.

Archytas von Tarent, ein Pythagoräischer Philosoph, der ohngefähr hundert Jahre nach dem Pythagoras gelebt

hat, ist einer der grösten Menschen auf der Welt gewesen. Als Geometer hat er die Duplication des Kubus erfunden. Von ihm wurde zuerst die Geometrie auf die Mathematik angewandt, und zu der wahren Physik der Grund gelegt. Unter den von ihm erfundenen Maschinen wird am meisten von den Alten eine Taube gerühmt, die sehr gut flog, aber nicht die Kraft hatte, sich den ersten Schwung von der Erde in die Höhe zu geben.

Es war zu Tarent bey Todesstrafe verboten, zweymal das Haupt der Republick und des Heeres zu seyn. Archytas wurde von seinen Mitbürgern siebenmal gezwungen, das Haupt und der oberste Befehlshaber der Tarentiner und der verbündeten Griechen in Italien zu werden. Er hat in keine Schlacht und in kein Gefecht sich eingelassen, ohne einen vollkommenen Sieg davon zu tragen. Ein einzigesmal legte er, seinen Neidern zu Gefallen,

fallen, die Oberbefehlshaberstelle nieder, und die ganze Armee der Tarentiner und ihrer Verbündeten wurde gefangen genommen.

Er brachte dem Plato den wahren Geschmack an der Geometrie bey, und unterrichtete ihn in der Philosophie des Pythagoras. Er entriß ihn der Wuth des Dionysius.

Wir haben noch Briefe von diesen zwey großen Männern. Archytas beklagt sich bitterlich in den seinigen, daß sein Posten so schwer auf ihm liege, und ihn hindere, frey zu seyn, und seiner Liebe zur Philosophie nachzuhangen. Und hierinn allein war er unter dem Sokrates, der ein Mensch auf der Erde seyn wollte, und dessen Philosophie ganz thätig war. Plato widerrieth ihm nachdrücklich abzudanken, und predigte ihm die Liebe des Vaterlandes, als Pflicht eines Philoso-

phen, und vor allen Dingen, daß er seinen Posten behalten sollte, wenn es auch nur aus Furcht irgend eines bösen Nachfolgers wäre.

Es giebt keine Tugend, die dem Archytas nicht zugeschrieben würde. Er war überaus schamhaftig in seinen Handlungen und in seinen Reden, und mochte gelegentlich ein weniger anständiges Wort, das er brauchen mußte, lieber schreiben als aussprechen. Wie gut und natürlich er in seinem Betragen gewesen, erhellet unter andern daraus, daß er sehr oft die Kinder seiner eigenen Sclaven zu unterrichten und mit ihnen zu spielen pflegte.

Wir haben noch einige von seinen Werken und Sprüchen. Er wollte, den Knaben und Mädchen sollte einerley Erziehung gegeben werden. Er sagte: die Seeligkeit bestünde darinn, daß man im Glück von der Tugend Gebrauch mache. Seine

Definition der Tugend war: sie sey die beste Haltung in denen Theilen der Seele, die keine Beziehung auf den Verstand haben.

Horaz spricht von seinem Tode in der 28. Ode, B. I.

Te maris & terræ, numeroque carentis
arenæ
Menſorem cohibent, Archyta,
Pulueris exigui prope litus parua Matinum
Munera: nec quicquam tibi prodeſt,
Aërias tentaſſe domos animoque rotundum
Percurriſſe polum, morituro &c. &c.

Seite 59. Dies Mährchen des Hypsikles scheint etwas sonderbar: mich verbinden daher der Eifer und die Pflicht eines Commentators, hier beyzubringen, was ich zum Behuf des Systems, welches er darinn vorträgt, habe auffinden können.

1.) Die Tradition der Arkadier, deren er erwähnt, wird von Plutarch, Lucian,

und einer Menge anderer Schriftsteller der Alten bestätigt.

2.) Die Sprüchwörter der Aegypter und andrer Völker mehr, welche das hohe Alterthum einer Sache durch den Ausdruck: vor dem Monde, oder: ehe der Mond die Erde beschien, anzudeuten pflegten, findet man häufig bey den Alten angeführt.

3.) Die beynah unter allen Völkern der Welt ausgebreitete Sage von einem goldenen Weltalter, von einem Paradiese, von einem glücklichen, durch Krankheiten, Kriege, Ueberschwemmungen oder andere Plagen nicht gestörten oder verkürzten Leben, ist bekannt, und es ist wahr, daß wenn man die Achse der Erde auf der Fläche ihrer Bahn senkrecht gestellt annimmt, alle Bewegungen der Luft, des Wassers und der Erde in derselbigen Richtung und in parallelen Flächen erfol-

gen, und daraus alle jene Gleichförmigkeiten und Homogenitäten entspringen müssen, von denen der gelehrte Priester zu Biblos spricht.

4.) Der erste Komet, dessen die Astronomen erwähnen, erschien in dem Zeichen der Fische im Jahr 2312 vor der christlichen Zeitrechnung, das ist im Jahr der allgemeinen Fluth. Er durchlief den ganzen Thierkreis in einer Zeit von 29 Tagen. Der berühmte Hevel führt ihn in seiner Kometographie nach des Heinrich Eckstormius Geschichte der Kometen an, und dieser nahm ihn aus des David Herlicii Beschreibung der Kometen von 1607, der ihn von den Morgenländern hat.

Der gelehrte Astronom, Pater Riccioli, in seinem Almagest, und der berühmte Struyk in seiner allgemeinen Erdbeschreibung, schweigen zwar von diesem Kome-

ten, und mehrere große Astronomen haben aus einer so willkührlich angenommenen, so alten, und dem Anschein nach ungereimten Beobachtung nicht viel gemacht; weil sie ihnen in ihren Untersuchungen zur Gründung einer Theorie über diese Sterne von keinem Nutzen seyn konnte.

Gleichwohl, wenn man diese wahren oder falschen Beobachtungen ohne Vorurtheil betrachtet, wird man es viel vernünftiger finden, zu glauben, daß wir sie einer uralten Sage zu verdanken haben, als daß sie zu einer gewissen Absicht erdichtet worden sey: denn diese Absicht würde sich jedem Astronomen verrathen haben; einer Seits, durch die Zeit der Revolution, die einerley mit der Zeit der scheinbaren Revolution des Mondes ist, und anderer Seits dadurch, daß man diesen Kometen den ganzen Thierkreis durchlaufen läßt, welches wegen der Klein=

heit der Kometen, und wegen der ungeheuren Länge der großen Achse ihrer Bahn für keinen derselben möglich ist, ohne daß er durch seine Nähe und die Wirkung der Erde auf ihn gezwungen würde, bey uns zu bleiben, wie Hypsikles uns solches von dem Monde sagt. Wenn aber irgend ein Betrüger eine solche Absicht gehabt hätte; woher käme es alsdenn, daß weder er noch sonst jemand, seit länger als einem Jahrhundert, diesen Betrug genützet hätte, um dies System des Hypsikles auszukramen, in Zeiten, wo man vor unendlich ungereimteren Neuheiten nicht erschrickt? Nehmen wir jetzt an, daß wir die Kenntniß dieses Kometen irgend einer alten Sage schuldig sind: so braucht sie nicht sehr alt zu seyn, um in einen Zeitraum zu fallen, wo die Astronomen noch ausser Stand waren, eine Absicht, wie diejenige, deren ich gedacht habe, sich vorzusetzen; folglich vermehrt die geringe Wahrscheinlich-

keit, daß sie eine Beobachtung, die mit verschiedenen Wahrheiten von einer ganz andern Natur zusammentrifft, und also ein sehr natürliches Ganzes ausmacht, durch Zufall erdichtet haben sollten, die entgegenstehende Wahrscheinlichkeit ganz ausserordentlich, daß die Beobachtung im Grunde nicht erdichtet sey.

5.) Wenn wir den Mond durch ein aus zwey der stärksten und vollkommensten achromatischen Perspektiven zusammengesetztes Binocle *) betrachten, und in ihm alsdann einen kalkartigen Körper sehen, ein Caput mortuum, verglaset **) an

*) Ein besonderes Sehrohr, durch welches mit beyden Augen zugleich gesehen wird.

**) Dies macht die bey Gelegenheit der Sonnenfinsterniß vom 24ten Junius 1778, von den Herren von Ulloa und Desoteux, in einer großen Entfernung von einander gemachte Beobachtung begreiflich, nach

einigen Stellen, und auf dessen Oberfläche Millionen zerplatzte Bläschen beweisen, daß dieser Körper im Flusse gewesen sey; so wird es augenscheinlich, daß der Mond ein Komet war, der in seinem Perihelio, weil er der Sonne zu nahe kam, in diesen Zustand ist gebracht worden, und der hernach beym Fortrücken auf seiner Bahn so dicht neben der Erde vorbeygegangen ist, daß er bey ihr hat bleiben, und um sie her seinen Lauf nehmen müssen. Bedenken wir endlich jenes Wanken des Mondes, vermöge dessen er uns allezeit beynahe dieselbe Seite zukehrt; so wird es klar, daß seine gegen uns gerichtete, und die entgegengesetzte Halbkugel, nicht von gleicher specifischer Schwere sind, woraus sein ehmaliger Zustand der Flüßigkeit sehr wahrscheinlich wird; seine wahre Ge-

---

welcher sie im Monde einen hellen durchscheinenden Fleck wahrgenommen haben.

stalt möchte denn wie ein Unschlittstropfen seyn, welches noch mehr beweisen würde, daß er zuvor im Fluß gewesen sey.

Uebrigens kommt dem Priester des Adonis, was die Astronomen und Physiker auch einwenden mögen, dieses noch zu Statten, daß die Drehung um sich selbst, und der senkrechte Stand der Achse auf der Fläche der Bahn, bey jedem Planeten, der irgend einen Kreis um seine Sonne beschreibt, ein nothwendiger Zustand sey. Denn wenn der Planet A. B. *) nach dem Mittelpunkt einer Sonne S gezogen wird, so werden alle seine Theile A, d, B, in ihren Richtungen BS, dS, AS, ebenfals nach diesem Mittelpunkt gezogen. Geben wir nun ferner diesem Planeten, durch irgend einen Antrieb, die Bewegung einer geworfenen Kugel nach der Gegend E; so werden alle seine Theile,

*) S. die angehängte Figur.

jeder in seiner Richtung Be, Ce, Ae, die alle parallel sind, dieselbige Bewegung haben. Nun ist augenscheinlich, weil der Winkel SBE größer ist, als der Winkel SAe, daß der Theil B, in seiner Richtung Be, seiner Richtung nach S, BS, vielmehr entgegen wirkt, als der Theil A, in seiner Richtung Ae, seiner Richtung nach S, AS. Folglich ist die Wirkung der anziehenden Kraft nach S, größer in A als in B, und das Gleichgewicht zerstört. Der Planet AB wird also nothwendig eine Drehung um sich selbst, aus A, durch d, nach B erhalten, und der eine Pol der Achse dieser Umdrehung der Punkt C, und der andere Pol, der entgegengesetzte Punkt seyn; das heißt, diese Achse muß auf der Fläche der Bahn durchaus senkrecht stehen. Da nun dieser Zustand eines Planeten, der durch irgend eine Bahn um seine Sonne läuft, aus gegenseitigen Verhältnissen zwischen ihm

und seiner Sonne, und aus der Modification seiner projectiven oder fortrückenden Bewegung nothwendig fließt: so folgt daraus, daß wenn ich an einem Planeten diesen Zustand verändert finde, die Ursache davon in einer fremden Kraft gesucht werden müsse. Nun sehe ich, daß die Erdachse, mit einem Winkel von 66°, 31′, auf der Fläche ihrer Bahn sich neigt, und muß auf eine Kraft von aussen schliessen, welche diese Wirkung hervorbringt. Diese Kraft aber, wo anders wäre sie zu suchen, als in demjenigen Körper, welcher unserer Erde am nächsten, dessen Wirkung auf alle ihre flüßigen Theile so merklich, und in dessen Bewegungen noch so viel unregelmäßiges ist: nemlich im Monde?

Man wird sagen, der Mond sey vielleicht mit der Erde zugleich gebildet worden. Dieses halte ich für unmöglich, aus zwey Gründen.

1.) Wäre der Mond, in demselben Augenblicke, mit der Erde zugleich gebildet worden, so hätte er, in was für ein lokales Verhältniß mit der Erde er auch gesetzt worden wäre, nach allen Gesetzen der Dynamik, nur Ein Ganzes mit ihr ausmachen können; ein einziges System, welches seine Bewegung um die Sonne mit der größten Regelmäßigkeit fortgesetzt hätte.

2.) Konnte der Mond nicht eher die Neigung der Achse unserer Erde bewirken, als nachdem diese schon an den Polen eingedrückt, und am Aequator erhaben war. Diese beyden Eigenschaften konnte sie aber nur durch die Centrifugalkraft erhalten, welche die Folge ihrer Drehung um sich selbst ist. Wurde sie nun mit dem Monde zugleich gebildet, so hatte sie damals noch keine Drehung um sich selbst, und keine bestimmte Achse, sie war nicht

eingedrückt, sondern vollkommen sphärisch; und so hätte irgend eine vollkommene Regelmäßigkeit entstehen müssen, welche sich nicht findet. Die Erde und der Mond sind also nicht zu gleicher Zeit hervorgebracht worden, wenigstens nicht mit ihren gegenwärtigen Verhältnissen.

Wir sehen hier mehrere Sachen von sehr verschiedener Natur, die alle zu einem Ziel zusammen treffen. Wie viel Sachen aber von verschiedener Natur zusammen treffen müssen, um ein Factum ausser Zweifel zu setzen; dies ist ein Problem, welches bis jetzt noch nicht aufgelöst worden ist. Die Natur einer homogenen Curve zu bestimmen, sind mehr nicht als drey Punkte erforderlich.

Dies ist alles, was ich über das Mährchen des Hypsikles zu sagen weiß. Es ist die Sache der Naturlehrer, Astronomen und Geometer, darüber zu entschei-

den. Ich für meine Person schränke mich auf den Wunsch ein, daß die Entdeckung eines anderweitigen Mährchen dieses guten Priesters mich bald wieder in den Stand setzen möge, mein Handwerk zu treiben.

Seite 115. Und lehrte ihn aufs neue, das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen zu verbinden.

Diese Stelle, und was vorhergeht, scheint etwas Licht auf einen Gedanken des Pythagoräers Alkmäon, den Aristoteles uns aufbewahrt hat, zu werfen.

„Τοὺς γαρ ἀνθρώπους φησὶν Αλκμάιον ἀπόλλυσθαι, ὅτι οὐ δύνανται τὴν αρχὴν τῷ τέλει προσάψαι· κομψῶς ἐιρηκως, ἔι τις ὡς τύπῳ φράζοντος αὐτοῦ δέχοιτο, και μὴ διακριβοῦν ἐθέλοι τὸ λεχθέν.“

„Die Menschen, sagt Alkmäon, kommen

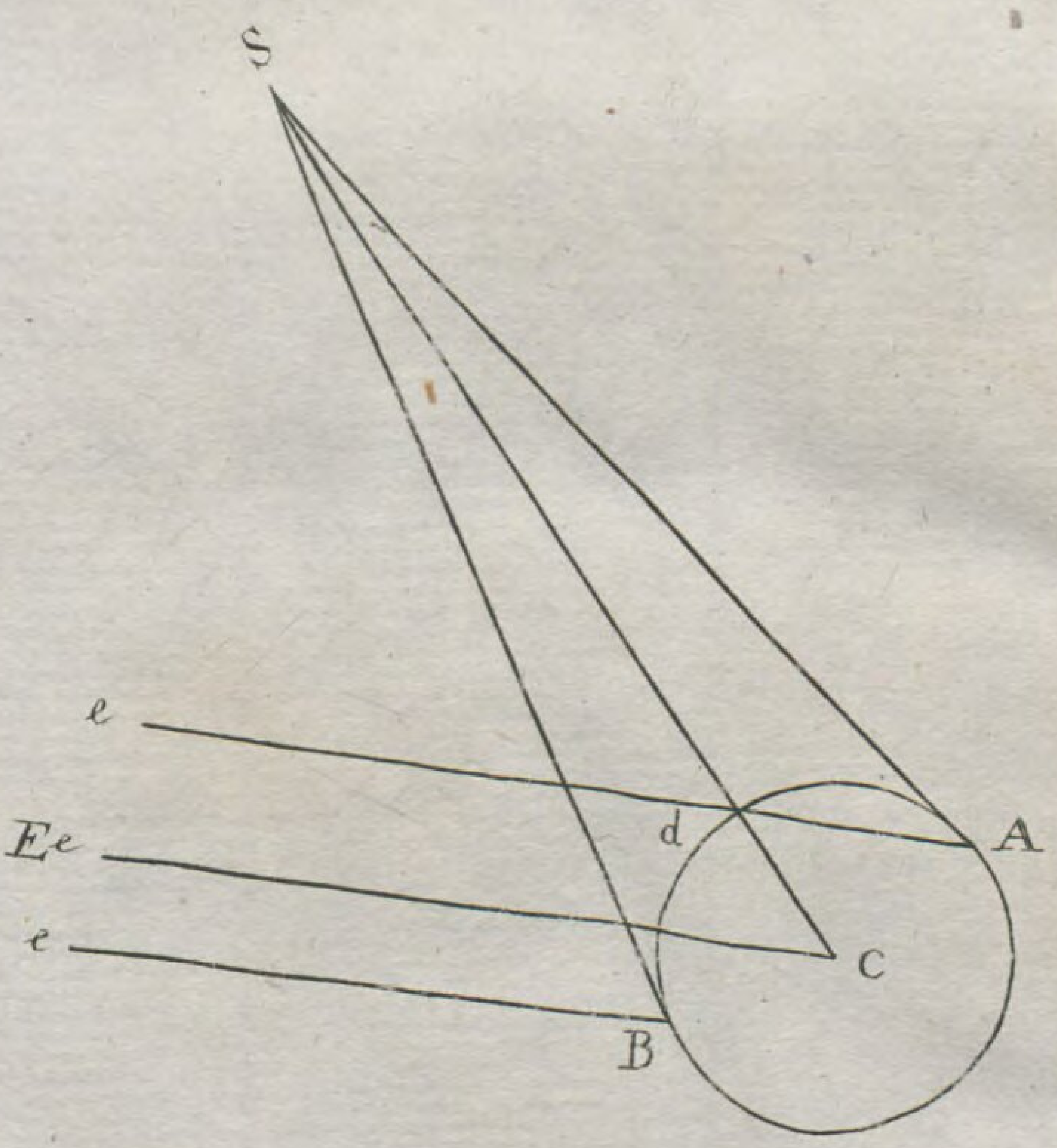
dadurch um, daß sie den Anfang mit dem Ende, oder das Princip mit dem Zwecke, nicht zusammen zu bringen wissen. Ein schöner Gedanke, wenn man ihn nicht im strengen Verstande, sondern bildlich nimmt."

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Errata.

S. 1. Z. 4. lies Tage für Tagen.
— — Z. 5. l. Saturn f. Saturns.
S. 8. Z. 12. l. Hesiod f. Hesiods.
S. 18. Z. 2. muß nach nähern statt des Punkts ein Fragezeichen gesetzt werden.
S. 27. Z. 13. nach wahrnehmen statt des Semikolon ein Comma.
S. 34. Z. 2. l. In für Bey.
S. 37. Z. 5. l. irret f. irrt.
S. 102. Z. 1. l. und zwar f. und das.
S. 134. Z. 8. l. wahre f. wahren.
— — Z. 9. l. falsche Beobachtung f. falschen Beobachtungen.
S. 135. Z. 14. l. nicht mehr erschrickt f. nicht erschrickt.
S. 138. Z. 12. l. ist f. sey.
S. 139. Z. 4. l. SBe f. SBE.
S. 143. Z. 3. l. Mährchens f. Mährchen.

(Diese Errata werden am Schlusse des Werks, nach S. 144.; und nach diesen Erratis die ma=


S
e
d
A
Ee
C
e
B

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hemsterhuis, François, / Jacobi, Friedrich Heinrich, / Hartknoch, Johann Friedrich

Alexis oder Von dem goldenen Weltalter

Riga 1787

H.g.hum. 4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10434605-1
VD18 11515090